

INDABA

Das SADOCC-Magazin für das Südliche Afrika

74/12

KOLONIALES UNRECHT

Die Geschichte
der Pienaars

LANDWIRTSCHAFT

Moçambique
am Scheideweg

HIV/AIDS

Malen als Therapie



SADOCC

Das Dokumentations- und Kooperationszentrum Südliches Afrika in Wien setzt sich für eine solidarische Außen-, Wirtschafts- und Entwicklungspolitik gegenüber den Ländern des Südlichen Afrika ein.

SADOCC:

- Dokumentation und Bibliothek in A-1040 Wien, Favoritenstraße 38/18/1 (Öffnungszeiten nach Vereinbarung)
Tel. 01/505 44 84
Fax 01/505 44 84-7
URL: <http://www.sadocc.at>
- das quartalsweise erscheinende Magazin INDABA
- monatliche Veranstaltungen „Forum Südliches Afrika“
- Stadtspaziergänge „Afrikanisches Wien“
- Projekt „Women in Need“ in Kapstadt

Interessierte Einzelpersonen und Institutionen können SADOCC durch ihren Beitritt als unterstützende Mitglieder fördern. In der Mitgliedsgebühr von jährlich EUR 22,- (für Institutionen EUR 40,-) sind sämtliche Aussendungen und Einladungen enthalten. Das Abonnement von INDABA kostet EUR 13,-.

Abo- oder Mitgliedsbeitrags-Einzahlungen auf unser Konto bei der BA-CA, BLZ 20151, Konto 610 512 006; Spenden erbeten auf Konto: Postsparkasse, BLZ 60000, Kto-Nr. 93.009.960.

ACHTUNG - geänderte Postadresse: Wir haben unser Postfach aufgelassen – postalische Zusendungen bitte nur mehr an A-1040 Wien, Favoritenstraße 38/18/1!

Österreichische Namibia-Gesellschaft

Fundraising für Hausangestelltenprojekt in Windhoek

(Spenden erbeten auf Konto PSK, BLZ 60000, Nr. 92.000.111)

Weitere Infos:

Tel.: (01) 505 44 84 oder

E-Mail: namibia@sadocc.at

... Leserbeitrag ...

zu INDABA 73/12, S. 26 (red. gekürzt)

Es ist immer eine Freude, Indaba als quasi österreichisch-afrikanischen Gruß an einen „Altösterreicher & Neo-(Süd)afrikaner“ zu erhalten. Auch wenn sich immer wieder Widerspruch gegen manche Ausführungen regt – so auch jetzt –, sind die Ausführungen und Überlegungen zumindestens bedenkens- und im Popper'schen Sinne kritisierenswert – und das ist mehr, als man über das übliche Geschreibsel aus dem durch Fallieren bedrohte *juste milieu* des Euro-Raums sagen kann.

Zu Sauers Buchbesprechung darf ich anmerken:

Die Krise der verstaatlichten Industrie begann nicht 1985, sondern hat ihre Ursachen in einer völlig verfehlten *Großen Stahllösung*, 1972 von Kreisky ausgeheckt, üble (partei)politische Interventionen und an der wirtschaftlichen Realität völlig vorbeigehende politische Auflagen – die österreichische Version der „Kommandowirtschaft“ – sowie blinde Zentralbetriebsräte aus einem politischem Biotop von Bürgermeisterei, Landespolitikasterei, Krankenkassenobmannerei und dann noch ein Nationalratsmandat...

Den Vorstandsmitgliedern ist vorzuwerfen, daß sie viel zu lange dies hinnahmen und dann versuchten, mit Tricks wie der *Intertrading* Bilanzen und Betriebsergebnisse zu schönen. Aber gelernt wird daraus nichts, wie man seit 2007 aus den allerortens aufplatzenden Spekulationsblasen sieht und riecht.

Das in der Grauzone von schwimmeliger, unseriöser Politik und sich selbst maßlos überschätzendem, Substanz durch up-to-date-Phraseologie ersetzenden „Maenaetschatum“ dubiose Gestalten und wendige Kaufleute wie Marc Rich sich gerne tummeln und gedeihen, die besonders effektiv blenden und täuschen können, muß klar herausgearbeitet werden, und wenn diese Typen einer bestimmten „Gruppe“ angehören, muß das auch klar gesagt werden dürfen, ohne daß gleich der Antisemitismusknüppel eingesetzt wird...

Daß gerade bei politisch motivierten Boykotts (die aber meistens, ebenfalls aus politischen Gründen, verwässert werden) wilde Tricks und Tricksters blühen, sollte klar sein. Schlußendlich hat Marc Rich alle und alles betrogen und den größten Steuerbetrug in den neunziger Jahren in den USA begangen, und floh schließlich in den auslieferungssicheren Kanton Zug in der schönen Schweiz.

Und dort wäre er immer noch, wenn nicht seine ihn getreu liebende Ehegesponsin Denise ihn durch ihre wunderbaren Kontakte zur Demokratischen Partei und Bill Clinton qua Präsidentenamnestie anfangs 2001 von dort befreit hätte. Gratis und franko und ganz ohne Parteispende, natürlich ...

Nein, lieber Don Waltero, die freie Marktwirtschaft bedarf solcher Typen nicht, die bedarf des ordenlichen Kaufmanns und des seriös und umsichtig gestionierenden Unternehmers. Solche Typen nähren sich nur an einer korrupten und parteipolitisch versponnenen Politik....

Harald Sitta (Johannesburg)

	3	Wiedergutmachung kolonialen Unrechts	Entschuldigung für die Verstrickung Österreichs in koloniale Forschungspraktiken in Südafrika
Sterbliche Überreste der Pienaars	4		
spektrum	8		
Interview: Kulturpolitik in Südafrika	9		
			<div style="border: 1px solid black; padding: 20px; width: fit-content; margin: 0 auto;"> <p><i>Titelfoto</i> ==> <i>sw</i></p> </div>
	12	Landwirtschaft in Moçambique	Experte Joe Hanlon kritisierte in Wien die verfehlte Politik der internationalen Gebergemeinschaft
EPA Südliches Afrika	16		
Kunst als Therapie: Kenya	20		
	22	African Diaspora in History: Sexueller Mißbrauch	Neue Erkenntnisse zu einem angeblichen Gemälde mit Angelo Soliman
Hausangestelltenprojekt Namibia	27		

Impressum: **Herausgeber und Medieninhaber (Verleger):** Dokumentations- und Kooperationszentrum Südliches Afrika (1040 Wien, Favoritenstraße 38/18/1). **e-mail:** office@sadocc.at. **URL:** <http://www.sadocc.at>. **Druck:** RemaPrint (1160 Wien). **Papier:** Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier. **Art Direction:** Sander Design (1060 Wien). **Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe:** Astrid Esterlus, Renate Graf, Adalbert Krims, Kerstin Lahr, Benjamin Mkapa (interpress service / ips), Walter Sauer, Magdalena Waygand. **Fotos:** Belvedere Museum, interpress service / ips, Ingrid Pranger, Birgit Reiter, SADOCC, Walter Sauer, Südafrikanische Botschaft, Wien Museum. **Redaktions-schluß** dieser Ausgabe: 18. Juni 2012. **Konto:** BA-CA, BLZ 12000, Konto-Nr. 00610 512 006 oder PSK, BLZ 60000, Konto-Nr. 93.009.960. Dem **Beirat** von SADOCC gehören an: Reginald Austin, Harare/London; Peter Jankowitsch, Wien; Peter Katjavivi, Windhoek; Horst Kleinschmidt, Kapstadt; Shula Marks, London; Christian Mährdel †, Wien.

Liebe Leserinnen und Leser!

Südafrika – oder das Südliche Afrika insgesamt – gibt immer wieder zu Diskussionen Anlaß. Das ist auch gut und richtig so. Oft schreiben mir Freundinnen und Freunde, Bekannte oder andere SADOCC-Mitglieder E-Mails (oder sie schicken solche an ihre Mailinglisten, und so krieg ich's dann auch) und wollen über dieses und jenes diskutieren. Auch in Ordnung, ABER:

Warum werden solche Diskussionen nicht im INDABA geführt?

Ein Beispiel: Eine renommierte Galerie in Johannesburg, die Goodman Gallery, stellt ein Gemälde von Brett Murray aus, das den südafrikanischen Staatspräsidenten mit überdimensioniertem Penis zeigt. Daraufhin politische Aufregung, jemand überschmiert das Bild, und schließlich einigen sich Galerie und ANC darauf, es zu entfernen.

Indaba heißt Neuigkeit oder Gespräch

Mehrere E-Mails, die ich (vor allem von Künstler/inne/n) erhalten habe, sahen darin eine Gefahr für die Freiheit der Kunst in Südafrika und einen weiteren Beleg für die diktatorischen Tendenzen des ANC. Das so zu sehen, ist natürlich vollkommen legitim.

Ich persönlich habe eine andere Einschätzung der Affäre, das darf ich doch auch: Erinnern wir uns an die seinerzeitige Darstellung eines nackten Bundeskanzlers (Vranitzky) auf dem Cover von „Profil“ und welche Wellen das politisch ausgelöst hat (dabei war das ja noch eine harmlose Fotomontage im Vergleich zu der gegenständlichen Karikatur Zumas...). Nur, weil es sich um einen afrikanischen Staatspräsidenten handelt, soll im Namen der Kunst alles erlaubt sein? Und die Frage nach dem guten Geschmack stellt sich gar nicht?

Sicher wissen wir alle um die dumme Äußerung Zumas zum Thema HIV/Aids vor etlichen Jahren. Nehmen wir aber auch zur Kenntnis, daß unter seiner Regierung die Ausrichtung der Gesundheitspolitik in Südafrika gravierend verändert wurde und, sehr zum Unterschied zu seinem Vorgänger, HIV/Aids nun ernstgenommen und offensiv (z. B. mit kostenlosen antiretroviralen Medikamenten) bekämpft wird?

Ich halte es mit Jeremy Cronin, der in seiner wöchentlichen Kolumne „Umsebenzi“ über den Künstler und seine Unterstützer schrieb: „Wie wir alle, so haben auch sie Rechte. Aber wenn sie wollen, daß unser Land eine vereinte, solidarische und nicht-rassistische Gesellschaft wird (und ich nehme an, sie wollen es), dann haben sie doch wohl auch eine Verantwortung? Laßt uns einen landesweiten Dialog beginnen über unsere individuellen und kollektive Verantwortung.“ (6. Juni 2012).

Übertragen auf unsere Situation hieße das: Wollen wir über solche Fragen (und andere) nicht auch öffentlich in INDABA diskutieren?



Zuma mit dem zimbabwe'schen
Premierminister Tsvangirai

Walter Sauer

Österreich – Südafrika: Die Geschichte von Klaas und Trooi Pienaar

Zum wohl bedeutendsten Ereignis im Rahmen der bilateralen Beziehungen der letzten Jahre entwickelte sich die Restitution der sterblichen Überreste zweier sogenannter Ureinwohner nach Südafrika. Ein Kulturabkommen zwischen beiden Ländern soll nun das Beste aus den Niederungen einer kolonialen Vergangenheit machen. Walter Sauer berichtet.

Wien, 19. April 2012, gegen 10 Uhr. Leise verklingt die südafrikanische Nationalhymne, von Niel van Zyl live auf Chello gespielt. Die beiden Särge mit den sterblichen Überresten von Klaas und Trooi Pienaar werden von Mitgliedern der südafrikanischen Delegation zum Leichenwagen der *Bestattung Wien* getragen. Es beginnt ihr Weg nach Johannesburg.

Zuvor hat am 17. April in der *Akademie der Wissenschaften* die feierliche Übergabe der Leichenreste an Südafrika stattgefunden – mit Reden u. a. von Vizepräsident Arnold Suppan und der Anthropologie-Chefin des *Naturhistorischen Museums*, Maria Teschler-Nicola. Zwei Stunden später soll der politische Höhepunkt der Repatriierung in Österreich folgen: eine feierliche Zeremonie vor etwa 100 geladenen Gästen im Garten der südafrikanischen Botschaft. U. a. werden Botschafter Xolisa Mabhongo, Walter Sauer (SADOCC), Prof. Ciraj Rassool von der *University of Western Cape*, Sektionschefin Elisabeth Freismuth (BM-WF), Landesrätin Pauline Williams von der *Northern Cape Province* und der stellvertretende Kulturminister Südafrikas, Joe Phaahla, das Wort ergreifen. Petrus Vaalbooi, traditioneller Heiler

der Bushmen in Northern Cape, und Cecil Le Fleur vom *National Khoi-San Council* Südafrikas steuern die religiösen Rituale bei.

Am 20. April dann, in der Früh, werden die beiden Särge unter großem Medienecho von Kulturminister Paul Mashatile am Oliver Tambo-Airport in Johannesburg empfangen werden.

Damit geht ein trauriges Kapitel österreichisch-südafrikanischer Geschichte zu Ende, zugleich aber auch eines der ungewöhnlichsten Projekte, das SADOCC je in Angriff genommen hat: Ein Projekt der Völkerverständigung im Grenzbereich von Wissenschaft, Außenpolitik und Ethik. Ein Projekt der Solidarität, jenseits von Entwicklungshilfe und „good governance“.

2007 hatte alles mit einer Glosse in INDABA seinen Anfang genom-

men (54/07). Geschockt von der Lektüre des von Martin Legassick und Ciraj Rassool verfaßten Buches *Ske-*



Petrus Vaalbooi bei einer traditionellen Reinigungszeremonie

letons in the Cupboard. South African museums and the trade in human remains 1907-1917 hatte ich ihre Forschungsergebnisse über den berühmten österreichischen Anthropologen Rudolf Pöch referiert: „*Frische Gräber wurden aufgescharrt, um für europäische Forscher das geeignete Knochenmaterial – hauptsächlich handelte es sich um sog. Buschmänner –*

heranzuschaffen. 1996 setzte sich die South African Museums Association in einem speziellen Workshop auch mit dem Problem des musealen Umgangs mit menschlichen Überresten auseinander. Lassen sich die einschlägigen wissenschaftlichen Institutionen in Österreich auf diesen Dialog ein?“

In der Tat: Sie ließen sich darauf ein. Das 2000 erschienene Werk der beiden südafrikanischen Historiker

hatte nämlich nur unzureichende Kenntnis der Pöch-Rezeption in Österreich – und praktisch keine über die Kritik an ihm. Zunehmende Einsicht in Pöchs sittenwidrige Forschungsmethoden – vor allem, was den Erwerb von Lei-



Gedenktafel an der Uni Wien

chen, Schädeln und Skeletten in Übersee sowie seine Experimente mit Kriegsgefangenen im 1. Weltkrieg betraf – führten zum Beispiel im Oktober 2009 zur Rückgabe der Leichnamreste von Ureinwohner/innen an Australien (jahrelange Verhandlungen waren derselben vorangegangen). Umgekehrt wußten die österreichischen Pöch-Spezialist/inn/en kaum etwas über die südafrikanischen Ergebnisse. Was also lag näher, als die beiden Wissenschaftler-Communities zu vernetzen?

Das abschließende Symposium des von Maria Teschler-Nicola geleiteten Forschungsprojekts „Rudolf Pösch: Ein Wissenschaftspionier“ bot im Mai 2008 die Gelegenheit: die Teilnahme von Martin Legassick und Ciraj Rassool an dieser Konferenz in Wien (INDABA 58/08). Und, was man nicht hätte voraussagen können: Die Über-

Gemeinsame

Österreich gibt sterbliche Überreste südafrikanischer Ureinwohner aus öffentlichen Sammlungen an Afrika zurück

Im Rahmen einer feierlichen Zeremonie in der südafrikanischen Botschaft in Wien werden die sterblichen Überreste des Ehepaares Klaas und Trooi Pienaar am 19. April 2012 dem stellvertretenden südafrikanischen Minister für Kunst und Kultur, S. E. Dr. Joseph Phaahla, übergeben. Nach zwei Rückgaben von Gebeinen indigener Personen aus Australien setzt die Republik Österreich damit einen weiteren Schritt des gegenseitigen Respekts.

Klaas und Trooi Pienaar, Angehörige der indigenen Gemeinschaft der San in Südafrika, waren Ende 1909 kurz nach ihrem Tod von einem Mitarbeiter des bekannten österreichischen Arztes, Anthropologen und Ethnographen Rudolf Pösch aus ihrem Grab auf einer Farm nahe Kuruman exhumiert worden. Die Proteste von Angehörigen blieben unbeachtet bzw. wurden unter Androhung von Gewalt unterdrückt. Die Verschiffung der beiden Leichen nach Österreich-Ungarn erfolgte unter Umgehung der damaligen südafrikanischen Gesetzeslage und führte zu einer polizeilichen Untersuchung. Pösch musste seine von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften finanzierte Forschungsexpedition deshalb höchstwahrscheinlich vorzeitig abbrechen. Etwa 150 von ihm und seinen Mitarbeitern widerrechtlich und ohne ethische Bedenken akquirierte körperliche Reste von Ureinwohnerinnen und Ureinwohnern im Südlichen Afrika wollte Pösch in Österreich der „Rassenforschung“ zugänglich machen.

Seit dem Jahr 2000 wurden die Praktiken Pöchs in einem Forschungsprojekt kritisch untersucht (<http://poech.fox.co.at/index.htm>). Dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung war es in Kooperation mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften ein Anliegen, die von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften verwahrten Pienaar-Leichnamreste (die als einzige namentlich identifiziert werden konnten) an Südafrika zurückzugeben. Anschließend bilaterale Gespräche führten Anfang 2012 zu einer Einigung, der zufolge Klaas und Trooi Pienaar nach Südafrika überführt und in Einklang mit traditionellen Gebräuchen der San erneut beigesetzt werden sollen.

Vertreter/innen der südafrikanischen San-Community, darunter traditionelle Heiler, werden am 17. April 2012 ein Ritual in kleinstem Kreis an der

Erklärung

Akademie der Wissenschaften durchführen. Der Vizepräsident der Akademie, Univ. Prof. Dr. Arnold Suppan, wird die Särge dann der südafrikanischen Delegation unter Leitung des stv. Ministers Phaala übergeben. Da die Pienaars in die südafrikanische Provinz Northern Cape überführt werden sollen, wird auch die regionale Premierministerin, I. E. Hazel Jenkins, an der Gedenkfeier teilnehmen.

Die feierliche Zeremonie findet am 19. April in der südafrikanischen u.a. Sektionschefin Dr. Elisabeth Freismuth (Kultur und Forschung), Botschafter Dr. Maripol (Politische Sektion im Bundesministerium für internationale Angelegenheiten), der südafrikanische Botschafter Tlolisa Mabongo und Vize-Minister Phaahla mit dem Vizepräsidenten teilnehmen. Im Anschluss an diese Zeremonie werden Überreste von der südafrikanischen Delegation nach Wien, von wo sie mit einem Helikopter der südafrikanischen Luftwaffe nach Wien gebracht und dort beerdigt werden.

Das ist der Prozess der „Rehumanisierung“ der Überreste. Er ist eines von mehreren Projekten der Akademie der Wissenschaften zur Nationsbildung. Die menschliche Würde der Überreste, dass sie nur als „Studienobjekte“ behandelt

wird, werden symbolisch „re-humanisieren“ und sie werden wieder zu „menschlichen Überresten“ machen, steht. Ziel ist es auch, jene Personen, die von den Überresten Pöchs betroffen waren, symbolisch zu ver-

helfen. Dies dankt allen Institutionen und Persönlichkeiten für den raschen Abschluss der Verhandlungen und die Unterstützung zur Aufarbeitung geschehenen Unrechts. In Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Wissenschaften, Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten, dem Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur, der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, dem Naturhistorischen Museum sowie dem Dokumentations- und Kooperationszentrum Südliches Afrika.

Wien, den 12. April 2012

12. April 2012

reste von zwei Pöch-„Opfern“ (eine Schachtel mit menschlichen Knochen), aufbewahrt in einem Büroraum des Naturhistorischen Museums in Wien, konnten namentlich identifiziert und den südafrikanischen Quellen zugeordnet werden.

Als er ankam, forderte Mehnarto mich auf, ihm alle Buschmänner meiner Farm zu zeigen. Das tat ich, er fotografierte sie, schmierte ein weiches Material auf ihre Gesichter und nahm Abdrücke davon ab“, hatte der Farmer Abel Pienaar Anfang 1910 vor der Cape Mounted Police ausgesagt. „Dann sagte Herr Mehnarto: ‚Ich höre, daß hier zwei Buschmänner begraben sind, und ich muß ihre Leichen bekommen.‘ Ich sagte Herrn Mehnarto, ich würde es ihm nicht erlauben, ihre Körper zu exhumieren, weil sie langjährige Diener bei mir gewesen wären. Mehnarto sagte: ‚Das darfst Du nicht sagen, die Regierung hat mir die Vollmacht gegeben, und darfst mich nicht hindern; wenn Du das tust, dann wird es Dir schlecht ergehen.‘ Darauf entfernte ich mich von Herrn Mehnarto und sagte, daß ich ihm keinerlei Unterstützung geben würde und nichts damit zu tun haben wollte. Ich sah die Leichen nach ihrer Exhumierung nicht, weil ich nicht einmal in die Nähe ging, aber ich weiß, daß sie weggebracht wurden. Es handelte sich um Klaas Pienaar, einen Buschmann, 60 bis 70 Jahre alt, der in meinem Dienst war und in der ersten Maiwoche [1909] starb. Er war ein Monat krank gewesen, und der Tod trat wegen Malariafieber ein. Trooi Pienaar war die Frau von Klaas gewesen, eine Buschfrau zwischen 30 und 40 Jahren, sie starb etwa einen Monat nach ihrem Ehemann in der ersten Juniwoche, ebenfalls an Malariafieber. Sie

**Grabräuber
im k.u.k.
Auftrag**

hinterließen vier junge Kinder, die nach einer behördlichen Entscheidung in meiner Obhut sind.“

Mehnarto fand schließlich jemanden, der ihm die Gräber zeigte. Goliath, sein Kutscher, sagte Folgendes aus: *„Ich half Herrn Robertson, einem Farmer, der Mehnarto begleitete, dabei, die Gräber zu öffnen. Als wir in die Nähe der Leichen kamen, befahl mir Mehnarto herauszuklettern, weil ich sonst krank werden würde. Ich stieg heraus, und Mehnarto und Robertson hoben den Körper heraus, er war von einem männlichen Buschmann, war zur Gänze erhalten und roch nicht einmal. Er wurde die Nacht über auf den Boden gelegt. Am nächsten Morgen nahmen Mehnarto und Robertson den weiblichen Körper heraus, der ebenso gut erhalten war, aber ein bißchen roch. Robertson hob die Leichen auf, und Mehnarto wickelte sie in weißes Leinen ein. Dann brachen sie ihnen die Knie und zwängten sie in ein großes Faß. Ich half ihnen dabei, das Faß auf den Wagen zu heben. Dann leerten Mehnarto und Robertson zwei Säcke Salz hinein und verschlossen sie.“*

Zehntausende Knochen, Schädel und Skelette sind in den anthropologischen Forschungsinstitutionen Österreichs – vor allem dem *Naturhistorischen Museum* und dem *Institut für Anthropologie* an der Universität Wien – gelagert, ebenso in vergleichbaren Einrichtungen in anderen Ländern, nicht zuletzt in Südafrika selbst. Es sind Überreste von Menschen aus ältesten und neueren Zeiten, manche von wissenschaftlichem Wert, viele aber auch nicht, gesammelt um (wie man heute sagt) die Ursprünge der Menschheit und ihre migratorische Verbreitung über die Erde zu erforschen; zu Pöchs Zeiten stand eher die Rassenlehre im Vordergrund, die so-

genannten Buschmänner galten dabei als ein nicht vollständig ausgebildeter Menschentyp. Die meisten Leichenreste sind freilich anonym, in der Regel sind der Fundort und das Fundjahr bekannt, seltener schon die näheren Umstände des Fundes, nur in Ausnahmefällen auch Name und biographischer Hintergrund der betreffenden Person. Aufgrund der Untersuchungsakten der südafrikanischen Polizei hatten wir hier nun beides: das Ehepaar hieß Klaas und Trooi Pienaar, beide waren auf der Farm Pienaars Put in der Umgebung von Kuruman



Schädelsammlung im Naturhistorischen Museum Wien

an Malaria verstorben. Ihre Leichen waren Ende September oder Anfang Oktober 1909 von den Agenten Dr. Rudolf Pöchs ausgescharrt worden, der sich auf einer von der kaiserlichen *Akademie der Wissenschaften* in Wien finanzierten Forschungsreise durch das Südliche Afrika befand. Durch die Vernetzung der südafrikanischen und der österreichischen Wissenschaftler/innen hatten die anonymen Knochen in einer unbeachteten Schachtel (die Weichteile waren 1960 entfernt worden) nun ihre Namen erhalten – der erste Schritt auf einem längeren Weg zur Repatriierung.

Die nächsten Schritte bestanden darin, die jeweiligen Behörden zu informieren und ihnen klarzumachen, daß (wieder einmal) Handlungsbedarf bestand. Denn schon 1985 hatte Österreich, aufgrund des politischen Drucks von Historikern, Maori-Kulturschätze und die Mumie eines Maori-Würdenträgers, die im 19. Jahrhundert vom österreichischen Forscher Andreas Reischek geraubt worden waren, an Neuseeland zurückgeben müssen. 1999 folgten Schädel polnischer Kriegsgefangener, und 2002 wurden die 789 Kinder vom Spiegelgrund, Opfer eugenischer Nazi-Forschungen, feierlich in Wien bestattet. Zwischen 2005 und 2010 (weder der genaue Zeitpunkt noch der Ort wurden bekanntgegeben) erfolgte ferner das Begräbnis des angeblichen Schädels des osmanischen Großwesirs Kara Mustafa (hingerichtet 1696), 2009 und 2011 wurden Überreste von australischen Aborigines, die ebenfalls unter dubiosen Umständen von Pöchs gesammelt worden waren, an Canberra restituiert. Und erst kürzlich, im Mai 2012, wurden die sterblichen Überreste von mehr als 60 Opfern der NS-Medizin auf dem Zentralfriedhof bestattet.

Vielfach spielten dabei Anthropolog/inn/en, denen es um die Ethik ihrer wissenschaftlichen Disziplin zu tun war, eine wichtige Rolle, nicht zuletzt die Direktorin der anthropologischen Sammlung am Naturhistorischen Museum, Maria Teschler-Nicola. Sie war auch diejenige, welche die Akademie der Wissenschaften – in deren Verwahrung sich, juristisch gesehen, die Knochen der Pienaars befanden – über den problematischen Hintergrund von Pöchs Forschungen informierte. SA-DOCC appellierte gleichzeitig an den damaligen Wissenschaftsminister Johannes Hahn, die Restitution an Südafrika zu veranlassen, und vom damaligen südafrikanischen Botschafter in

Wien, Leslie M. Gumbi, wurde das Kulturministerium in Pretoria alarmiert. Bereits Ende Oktober 2009 – nach relativ kurzem Lobbying, bei dem die regelmäßige Berichterstattung in INDABA eine maßgebliche Rolle spielte – setzte Österreich auf dem Weg des Außenministeriums die südafrikanischen Behörden von der Bereitschaft in Kenntnis, die Pienaars zu restituieren.

Die Verzögerungen, die daraufhin folgten, lagen (aus verschiedenen Gründen) auf südafrikanischer Seite. Erst im Februar 2012 (INDABA 73/12) wurde die grundsätzliche Entscheidung zu Repatriierung und Wiederbestattung an einem noch zu definierenden Ort in der Provinz Northern Cape getroffen. Delegationsleiter Vusithemba Ndima, stellvertretender Generaldirektor im *Department of Arts and Culture*, ersuchte, die Überführung der sterblichen Überreste der Pienaars noch im April, dem südafrikanischen *Freedom Month*, zu veranlassen. In den darauffolgenden Gesprächen mit den zuständigen Behörden konnte zudem erreicht werden, daß die Pienaars als Verstorbene – und nicht als Museumsobjekte – überstellt werden durften. Neben ihren Namen haben sie nun auch ihre menschliche Würde zurück erhalten.

hundertdreißig Jahre nach dem Grabraub, dem ihre Leichen zum Opfer fielen, sind die Pienaars also wieder in Südafrika – und in der hohen Politik angelangt. Wie Kulturminister Paul Mashatile in seiner Stellungnahme zum diesjährigen *Freedom Month* erklärte: „Zu den geplanten Aktivitäten gehören Gedenkveranstaltungen für einige der gefallenen Helden und Heldinnen unseres Kampfes um nationale Befreiung... In diesem Monat werden wir aber auch den Beginn der Repatriierung der Überreste von Herrn Klaas Pienaar und seiner Frau Trooi

erleben, deren Körper illegal aus ihren Gräbern entfernt und zu ‚Forschungszwecken‘ nach Österreich gebracht wurden. Diese Repatriierung bedeutet für uns auch eine symbolische Geste gegenüber der Khoi- und San-Gemeinschaft, eine weitere, um ihre Würde wiederherzustellen und ihren Status als gleichberechtigte Bürger eines freien Südafrika zu unterstreichen.“ Kurz darauf kündigte Staatspräsident Jacob Zuma die bevorstehende Anerkennung der Khoisan-Sprache als weitere (13.) Amtssprache an. Und am feierlichen Begräbnis der Pienaars, das am 12. 8. in Kuruman stattfinden soll, werden Staatspräsident Zuma oder sein Stellvertreter Kgalema Motlanthe teilnehmen.

Daß die ranghöchste Vertreterin von österreichischer Regierungsseite, Sektionschefin Elisabeth Freismuth vom Wissenschaftsministerium, sich für das dem Ehepaar Pienaar zur Zeit der Monarchie angetane Unrecht entschuldigte, war eine noble Geste und wurde von südafrikanischer Seite mit Anerkennung zur Kenntnis genommen (wie übrigens auch die im Großen und Ganzen unbürokratische und bemühte Vorgangsweise der heimischen Behörden). Aber haben wir damit den „Fall Pienaar“ und die damit verbundenen kolonialistischen und von wissenschaftlichem Rassismus geprägten Praktiken tatsächlich schon überwunden? Wahrscheinlich nicht. Noch mühsen Wege gefunden werden, die Rudolf Pöch in den 1930er Jahren zuteil gewordenen Ehrungen abzuerkennen – die Gedenktafel im Arkadenhof der Universität, das Ehrengrab auf dem Zentralfriedhof, die Straßenbenennung

im 14. Wiener Gemeindebezirk (das muß nicht unbedingt Umbenennung oder Abmontierung heißen, sehr wohl und mindestens aber eine entsprechende Kommentierung). Im Namen von SADOCC habe ich auch die Schaf-



In der Akademie der Wissenschaften: Cecil Le Fleur, stv. Minister Phaahla, Petrus Vaalbooi, Pauline Williams (Northern Cape), Alfred Pienaar (Nachkomme)

fung einer *Trooi und Klaas Pienaar-Straße* in Wien gefordert.

Und darüber hinaus: Die Leichenreste der Pienaars konnten als einzige mit Namen identifiziert werden, stellen aber nur einen kleinen Teil der gewaltigen Pöch-Sammlung dar (allein aus dem Südlichen Afrika etwa 150 Skelettreste, keines davon allerdings individualisierbar). Es dürfte Konsens darüber bestehen, daß die Sammlung von österreichischen und südafrikanischen Expert/inn/en gemeinsam gesichtet und dabei entschieden werden soll, was von Pöch noch auf unethische Weise (also durch Gewalt, Raub o. ä.) erworben wurde und allenfalls restituiert werden sollte.

Wiederholt wurde seitens der Vertreter/innen beider Regierungen darauf hingewiesen, daß gemeinsame Kooperation die beste Art und Weise wäre, eine belastende Vergangenheit in etwas Positives zu wenden. Ein *Memorandum of Understanding*, japerspektivisch ein bilaterales Kulturab-

kommen sind im Gespräch. Was in einem solchen Kulturabkommen enthalten sein könnte: beidseitige Stipendienprogramme zum Beispiel, eine Zusammenarbeit im Denkmalschutz, Künstler/innen/austausch, Unterstützung für das berufliche Ausbildungssystem in Südafrika (ein wichtiger Beitrag zum Kampf gegen die Arbeitslosigkeit), die Entsendung heimischer Fachkräfte (Ärzte z. B.) in ländliche Gebiete Südafrikas usw. Ähnliche Abkommen bzw. Formen der Kooperation könnten dabei Vorbild sein – etwa die von Österreich und Indien.

Noch vor wenigen Wochen hätte all das ziemlich utopisch geklungen, hat die österreichische Regierung ihre



Botschafter Xolisa Mabhongo

bilateralen Kontakte zu Südafrika doch auf ein Minimum zurückgefahren – keine Entwicklungszusammenarbeit mehr, keine Stipendien, keinen Besuchs Austausch. Was bleibt, sind die Aktivitäten der Wirtschaftskammer Österreich (die das ökonomische Potential Südafrikas auch im Hinblick auf seine Mitgliedschaft bei BRICS erkannt hat) und vereinzelte Projekte auf kommunaler, kirchlicher oder auf NGO-Basis.

Nun freilich rückt eine Trendwende immerhin in den Bereich des Möglichen. Werden ausgerechnet die Pienars Österreich und Südafrika wieder näher zusammenführen?

... spektrum ...

Lesotho – neue Regierung. König Letsie III. ernannte am 7. Juni den 72-jährigen früheren Außenminister Tom Thabane zum Regierungschef, wie der königliche Palast mitteilte. Thabane, der tags darauf in der Hauptstadt Maseru vereidigt wurde, tritt die Nachfolge des bisherigen Regierungschefs Pakalitha Mosisili (INDABA 53/07) an.

Der von Mosisili neu gegründete *Democratic Congress* war bei der Parlamentswahl am 26. Mai zwar stärkste Kraft geworden, für eine Alleinregierung reichte es aber nicht. Auch eine Koalition mit anderen Parteien brachte der laut Umfragen ziemlich unbeliebte Mosisili nicht zustande. Thabane *All Basotho Convention* bildete dagegen eine Koalitionsregierung mit dem *Lesotho Congress for Democracy*, aus dem Thabane im Februar ausgeschieden war, und der *Basotho National Party*. Von den 120 neu zu wählenden Parlamentsabgeordneten in Lesotho werden 80 nach Wahlbezirken, die übrigen 40 nach dem Verhältniswahlrecht bestimmt. Das Königreich mit rund 2,1 Millionen Einwohnern ist geographisch vollständig von Südafrika umschlossen.

Staatsoberhaupt ist König Letsie III., der den Thron 1996 nach dem Tod seines Vaters Moshoeshe II. bestieg. Textilfabriken und Diamantenminen sind die einzigen größeren Industriezweige in Lesotho. Die Arbeitslosenrate, insbesondere unter Jugendlichen, ist hoch. Drei Viertel der Wohnungen haben keinen Strom, ein Drittel kein Wasser, und fast ein Viertel der Erwachsenen ist HIV-positiv. Mehr als die Hälfte der 2,1 Millionen Einwohner lebt in Armut.

Malawi – neue Präsidentin. Als neue Präsidentin Malawis wurde Joyce

Hilda Mtila Banda am 9. April vereidigt. Die bisherige Vizepräsidentin rückte gemäß der Verfassung in das höchste Staatsamt auf, nachdem der bisherige Präsident Bingu wa Mutharika 78-jährig den Folgen eines Herzinfarkts erlegen war.

Neben der liberianischen Präsidentin Ellen Johnson Sirleaf, die im vergangenen Jahr den Friedensnobelpreis erhielt, ist Banda nun die zweite Frau an der Spitze eines afrikanischen Staates. Banda setzte sich schon in den 1990er Jahren für die berufliche Emanzipation von Frauen ein und gründete eine eigene Stiftung, um die Bildungschancen von Mädchen zu vergrößern. Mit Präsident Mutharika überwarf sie sich im Jahr 2010, weil dieser seinen Bruder als Nachfolger im Präsidentenamte aufbauen wollte.

Banda wurde 1950 als Tochter eines Musikers einer Polizeikapelle geboren. In zweiter Ehe ist sie heute mit Richard Banda, einem pensionierten Verfassungsrichter und früherem Kapitän der Fußball-Nationalmannschaft, verheiratet.

In den ersten Wochen ihrer Amtszeit hat die neue Spitzenpolitikerin bereits einige Akzente gesetzt. In einem bewußten Akt der Abgrenzung von ihrem Vorgänger ordnete sie z. B. die Rückkehr zur früheren Nationalflagge Malawis mit der rot aufgehenden Sonne auf schwarz-rot-grünem Grund an, die Mutharika vor zwei Jahren geändert hatte. Anfang Juni sagte Malawi ein für Juli in der Hauptstadt Lilongwe geplantes Gipfeltreffen der Afrikanischen Union (AU) ab, an dem der vom Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag wegen Kriegsverbrechen zur Verhaftung ausgeschriebene sudanesischer Präsident Omar al-Bashir hätte teilnehmen sollen. Die nächsten regulären Präsidentschaftswahlen in Malawi sind für 2014 geplant.

Kultur überwindet Trennung

Zwischen Bewahrung und Verwertung

Über die Prioritäten der südafrikanischen Kulturpolitik und Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit Österreich sprach Walter Sauer mit dem stellvertretenden Minister Joseph Phaahla.

Herr Minister, Sie leiten die Delegation zur Einholung der sterblichen Überreste des Ehepaars Pienaar und ihre Überstellung nach Südafrika. Was bedeutet dieser Vorgang für Südafrika?

Das ist für uns ein sehr wichtiges Ereignis, eine wichtige Entwicklung eigentlich, nicht nur ein Ereignis. Unsere Teilnahme an den Feierlichkeiten in Wien ist ein Teil des Prozesses der Wiedergutmachung und der Entschädigung für die Verletzung der Würde vieler indigener Südafrikaner und Südafrikanerinnen während der dreihundert Jahre Kolonialismus und Apartheid in Südafrika. Obwohl die Exhumierung der Pienaars schon vor hundert Jahren geschah, ist ihre Rückführung heute für uns tatsächlich ein Prozeß der Wiederherstellung der Würde nicht nur der lokalen Bevölkerung – San, Khoisan, die Bushmen Community, aus der sie ja kamen –, sondern unserer gesamten unterdrückten und kolonisierten südafrikanischen Bevölkerung. Daher ist das alles sehr wichtig für uns.

Es gab es eine Debatte, ob es eine südafrikanische Strategie für solche Restitutionsprozesse gäbe und welche das sein sollte. Gibt es jetzt eine Strategie, oder wenn nicht, was ist das Problem daran, eine zu entwickeln? Sie hatten ja schon 2002 den Fall von

Sarah Baartman und andere wichtige Fälle.

Ja, ich denke, zunächst einmal ... zunächst einmal wurde diese Frage der Ausbeutung Verstorbener oder, wie im vorliegenden Fall, ihrer Gebeine als Einzelercheinung, als ein iso-



liertes Problem aufgefaßt, als etwas, das ein paar Individuen passiert war. Aber nachdem wir mit dem Fall von Trooi und Klaas Pienaar konfrontiert worden waren, wurde es offensichtlich, daß das viel häufiger geschehen war, als wir glaubten – vor vielen Jahren, im Zusammenhang mit Kolonialismus und Apartheid. Als wir uns also

mit diesem speziellen Fall befaßten, einigten wir uns darauf, daß wir eine Strategie entwickeln müßten, wie mit diesen Fällen umzugehen wäre. Unser Ministerium arbeitet jetzt daran mit Unterstützung und Beratung von Experten, die am Fall Baartman und jetzt auch Pienaar beteiligt waren. Wir haben jetzt akzeptiert, daß es sich nicht um einen Einzelfall gehandelt hat.

Sie trafen hier in Wien wichtige Vertreter und Vertreterinnen der zwei zuständigen österreichischen Ministerien. Man hört, daß die Rückgabe der Gebeine als Ausgangspunkt für eine breitere Kooperation zwischen den beiden Ländern auf den Gebieten Forschung, Wissenschaft, Kunst und Kultur dienen soll. Haben Sie die österreichische Seite empfänglich und interessiert empfunden? Wie sehen Sie die Zukunft dieses Prozesses?

Der Zweck unseres Treffens mit hochrangigen Beamten war es zunächst, unsere Dankbarkeit gegenüber der österreichischen Regierung auszudrücken für ihre Kooperation und Unterstützung bei der Klärung dieser speziellen Angelegenheit. Eine weitere Zielsetzung war es aber auch zu bekräftigen, daß wir darüber hinaus eine langfristige Beziehung haben möchten. Diese könnte damit beginnen, die Rückführung aller anderen menschlichen Überreste zu prüfen, die

stellende Kunst, um Musik in ihrer ganzen Bandbreite, um die Filmindustrie usw. Es ist also eine große Bandbreite an Dingen, die wir einerseits als Beitrag zur Würde der Südafrikaner/innen betrachten, zu Einheit und Diversität, aber andererseits auch als Möglichkeit, Jobs zu schaffen, was ja eine der Prioritäten dieser Regierung darstellt.

Das ist ein großer Kompetenzbereich, den Sie da beschreiben. Aber haben Sie auch genug Budget dafür?

Also, man kann nie zufrieden sein (*lacht*). Die Regierung trägt auf unterschiedlichen Ebenen, auf nationaler, Provinz- und Lokalebene, zur Förderung von Kultur und Kunst und Kulturerbe bei, aber wir sind uns auch der Tatsache bewußt, daß das Land vielen anderen Herausforderungen gegenübersteht, in unserem Fall kommen sie von einem Hintergrund von Ungleichheit, fehlender Grundversorgung, wovon die Mehrheit unserer Bevölkerung betroffen ist, auf dem Land und in den Städten. Also wissen wir, daß es dringendere Probleme gibt rund um Bildung, Gesundheit und Wohnen, Straßen, Infrastruktur, Wasserversorgung und Energie – grundlegende Leistungen für die Haushalte, deren Zugang die Regierung verbessern muß, besonders in den sehr armen Regionen. Also schätzen wir die Zuwendungen, die wir vom Finanzminister bekommen, sehr. Aber natürlich – es könnte immer mehr sein, wir müssen deshalb das, was wir haben, maximal und wirksam ausschöpfen, aber gleichzeitig dafür sorgen, daß Kunst und Kultur auch Einnahmen generieren und daß auch der Privatsektor, die Unternehmen ihren Beitrag leisten. Vor etwa drei Wochen hatten wir eine Festveranstaltung, bei der unser Vizepräsident Unternehmer/in-

nen zu einer unserer Vorzeige-Institutionen der Nationsbildung einlud, dem Freedom Park in Pretoria. Wir hatten ein Mittagessen mit Unternehmer/innen, um den Freedom Park zu fördern und um Partnerschaft vorzuschlagen. Wir machen so etwas in vielen verschiedenen Bereichen: Musik, darstellende Kunst, Handwerk usw... Wo auch immer wir können, ermutigen wir den Privatsektor, sich einzubringen.

Das führt mich zu einer anderen Frage. Sie waren vor zwei Wochen im Radio und haben gesagt, daß die soziale Transformation in Südafrika ausgeprägter werden sollte. Beinhaltet das nicht einen gewissen Grad an Kritik in bezug auf die momentane Situation in Südafrika?

Ich habe gesagt, daß wir große Fortschritte gemacht haben im Vergleich zu dort, wo wir vor achtzehn Jahren waren. Wir kommen aus einer sehr gespaltenen Gesellschaft, aus einem Konflikt miteinander und wildstem Rassismus – wir haben also große Fortschritte gemacht. Aber wir sagen, daß mit der anvisierten demokratischen Gesellschaft, die nach Apartheid, Rassismus, Haß und so weiter entstehen soll, auch Wohlstand verbunden sein muß! Unserer Auffassung nach waren nicht nur die Seele und die Gefühle der Menschen betroffen, sondern Apartheid war auch physisch. Sie beraubte Communities ihrer Unterkünfte, Kleidung, grundlegender Leistungen wie Wasser, Essen, Elektrizität und so weiter. Das heißt, wir akzeptieren die Notwendigkeit, daß über die letzten achtzehn Jahre viele Ressourcen in die Armutsminderung und die Förderung ökonomischer Aktivitäten flossen. Aber wir sagen auch, daß wir, um eine wohlhabende Nation zu schaffen, uns nicht nur auf die physische Verbesserung, die Infrastruktur,

den Zugang zu Dienstleistungen usw. fokussieren dürfen. Wir müssen uns auch um „weichere“ Themen kümmern, die Menschen zusammenbringen, Sprache, Kultur, kulturelles Erbe. Das sind Dinge, die Gefühle ansprechen und die sozialen Probleme, die unsere Leute betreffen. Wenn Leute stolz darauf sind, wer sie sind, und ihre Geschichte und ihren Hintergrund kennen und auch die Fehler und Lektionen aus den negativen Teilen unserer Geschichte, dann haben wir eine größere Chance, später eine erfolgreiche Nation zu sein. Also müssen wir abwägen zwischen den Jobs und Infrastruktur einerseits und den Gefühlen, dem Geist der Leute andererseits. Es geht auch um das Gefühl, respektiert zu werden, als Mensch wertgeschätzt zu werden, zu wissen, wer man ist und was einen mit anderen Landsleuten zusammenbringt. Wenn die materielle Situation schwierig ist, wenn man kein Essen für den Tag hat, dann beschuldigt man leicht den Nächsten. Wenn man in eine frustrierende Situation kommt, ist es am einfachsten zu denken, der Nachbar sei das Problem. Aber wenn man ein breiteres Verständnis vom Leben und der Gesellschaft hat und zu anderen Menschen Beziehungen aufbaut, ob sie nun wie man selbst aussehen oder nicht, hat man bessere Aussichten, die unmittelbaren Probleme zu überwinden. Das ist also die Botschaft, die wir vermitteln wollen.

Jetzt hätt' ich noch eine schwierige Frage: Wie heißt eigentlich die Hauptstadt von Südafrika?

Das ist ja eine verrückte Diskussion (*lacht*). Offiziell ist die gegenwärtige Hauptstadt Südafrikas Pretoria. Aber da gibt es eine Anomalie, denn

⇒ Fortsetzung auf Seite 15

Das Gremium weist darauf hin, daß Moçambique zu den eher ungleichen Ländern im Südlichen Afrika gehört. Es stellt fest, daß Moçambique in den nächsten vier Jahren das am schnellsten wachsende Land in Afrika sein werde – aber trotzdem nehme die Armut nicht ab, in den Zentralprovinzen nehme sie sogar zu.

Und trotz seines großen landwirtschaftlichen Potentials sei Moçambique – worauf der Panel hinweist – ein Nettoimporteur von Grundnahrungsmitteln.

Kofi Annan: „Wir, der Africa Progress Panel, sind davon überzeugt, daß die Zeit gekommen ist, Afrikas Entwicklungsweg zu überdenken.“ Und weiter: „Entscheidend dabei ist es, die Produktivität der Kleinbauern und Kleinbäuerinnen zu erhöhen.“ Und das benötige mehr Aktion auf Regierenseite.

Das G8-Meeting letzten Monat in Washington allerdings wählte einen vollkommen anderen Zugang. Es beschloß die *New Alliance for Food Security and Nutrition*, die von Präsident Obama und USAID vorgeschlagen worden war und die Moçambique als eines von sechs prioritären Ländern umfaßt. Private Investitionen seitens der größten Agro- und agrochemischen Firmen der Welt sollen dadurch mobilisiert werden, inklusive *Cargill*, *Monsanto*, *DuPont* und *Olam*. In einer Rede vor der G8 unterstrich Präsident Obama, daß „das meiste unbebaute Land in Afrika liegt“, und er empfahl den afrikanischen Regierungen, „mutige Reformen“ einzuleiten, um Investitionen anzuziehen. USAID hob hervor, afrikanische Länder müßten das Investitionsklima verbessern.

Obama und Annan zeigen uns also zwei sehr unterschiedliche Wege, um die landwirtschaftliche Entwicklung in Moçambique zu fördern. Das Obama-

Modell führt die derzeitige Politik fort, die sich auf große Firmen und auf ausländische Investitionen konzentriert, um Armut zu beenden. Das Annan-Modell bezieht sich auf die Kleinbauern. Diese Zugänge sind fundamental unterschiedlich.

Der Africa Progress Panel zeigt auf, daß sich die Getreideernten in Afrika in den letzten 30 Jahren nicht erhöht haben und heute bei einem Drittel des Durchschnitts der Entwicklungsländer insgesamt liegen. Und nach Angaben, die im November veröffentlicht wurden, weist Moçambique die niedrigste Produktivität im Südlichen Afrika auf, weil es weniger moderne Technologie nutzt. Die meisten moçambikanischen Bauern bebauen ihre Felder so, wie es ihre Urgroßeltern schon taten. Über 90 % der Bauern betreiben Hackbau, verwenden keine Düngemittel oder gutes Saatgut oder Bewässerung und erhalten auch keine Kredite. Die durchschnittliche Bauernwirtschaft umfaßt 1,5 Hektar – zu wenig für's Überleben, was bedeutet, daß die meisten Bauern nicht einmal ausreichend Lebensmittel produzieren, um ihre Familie zu ernähren. Mit der niedrigen Technologie hängt auch wechselnde Bewirtschaftung zwecks Erhaltung der Fruchtbarkeit zusammen. Die Familien haben also mehr Land, nutzen es zu einem bestimmten Zeitpunkt aber nur zu einem kleinen Teil.

Trotzdem wird Moçambique von der internationalen Gemeinschaft als eine Erfolgsgeschichte gewertet. Teilweise deshalb, weil es den Rat der internationalen Gemeinschaft und der Geber und der Weltbank so brav befolgt hat, Moçambique könne nicht dem erfolgreichen europäischen Modell folgen. Die Gemeinsame Agrar-

politik der Europäischen Union und ähnliche Unterstützungsprogramme in den Vereinigten Staaten verhelfen Europa und den USA zu einer hohen Agrarproduktivität und sogar zu großen Agrarüberschüssen. US-Subventionen für Farmer liegen nun bei über 10 Mrd. \$ pro Jahr, die europäischen Subventionen bei über 65 Mrd. Euro jährlich. Gleichwohl sagen sie zu Moçambique, nur private und ausländische Investitionen würden die Armut beseitigen, der Staat dürfe nicht intervenieren. Und es dürfe keine staatlichen Subventionen für die Landwirtschaft geben.

Der UNDP-Bericht, der ebenfalls im Mai publiziert wurde, macht explizit die von der internationalen Gemeinschaft durchgesetzten „schweren Strukturanpassungsmaßnahmen“, die alle staatlichen Interventionen in die Landwirtschaft verhindern, für den Mißerfolg der afrikanischen Landwirtschaft verantwortlich. Aufgrund von Instruktionen der internationalen Gemeinschaft löste die moçambikanische Regierung in den 1990er Jahren den *Grain Marketing Board* auf, der von



den Kleinbauern Mais aufkaufte. Warum? Weiler eine Regierungsinstitution war und behauptet wurde, dadurch würde der Markt verzerrt. Moçambique wurde auch gezwungen, seine lokale Saatguterzeugung einzustellen, weil

zwei Nachbarländer von Moçambique positiv hervor, Malawi und Zambia. Malawis Subventionsprogramm für Saatgut und Düngemittel und Zambias Subventionen für Dünger und für den Maispreis haben zu einer rekordverdächtigen Maisernte geführt. In Zimbabwe bebauen seit der Landreform 250.000 Bauern erfolgreich jeweils fünf Hektar und produzieren dabei genauso viel wie die weißen Farmer, die sie ersetzen. Das Erfolgsgeheimnis ist überall dasselbe: Sie haben gute landwirtschaftliche Beratung, Zugang zu Ausrüstung und garantierte Märkte.

Aber das passiert in Moçambique nicht. Und europäische Investoren werfen ihr Auge auf den ungenutzten Grund und Boden. Ist tatsächlich das Obama-Modell der beste Weg, Moçambique zu entwickeln und Armut zu beenden, nämlich Land an ausländische Investoren zu geben? Oder sollte man den bäuerlichen Familien helfen, ihre Felder von 1,5 Hektar auf 5 Hektar vergrößern?

Das wäre das Annan-Modell, aber es würde eine riesige Transformation erfordern: mechanisches Pflügen mit Traktoren oder Ochsen, verbessertes Saatgut und Dünger, neue Produkte, Bewässerung und gesicherte Märkte. Es würde ein Jahrzehnt Unterstützung erfordern, um diese Bauern gewinnbringend zu machen, und diese Unterstützung müßte von den Gebern ebenso wie von der Regierung kommen. Gemeinsam müßten sie die gesamte Wertschöpfungskette für das nächste Jahrzehnt unterstützen – genauso, wie wir es in Europa oder den USA getan haben: mit Mindestpreisen und garantiertem Absatz, Mechanisierung, Ausrüstung etc.

afrikanische Landwirtschaft ist plötzlich modern geworden. Auch bei den Gebern. Aber die meisten NGOs und bilateralen Geber legen

ihren Schwerpunkt auf kleine Projekte, unterstützen ein Dorf oder versuchen, ein einziges Problem zu lösen, Bewässerung zum Beispiel, und oft nur für zwei bis drei Jahre. Aber das Problem ist ja systemisch. Bauernorganisationen würden ein Jahrzehnt oder mehr brauchen, um sich zu entwickeln. In jeder Provinz brauchen wir Millionen Dollar an Kapital, um die landwirtschaftlichen Beratungsdienste auszuweiten, Saatgut und Absatzmärkte zu schaffen und die Risiken zu teilen.

UNDP spricht von einem notwendigen „*fundamentalen Wandel*“. Kofi Annan fordert uns auf, unseren Zugang zu Landwirtschaft total zu überdenken. Aber Präsident Obama und die G8 wollen mehr vom selben. Moçambique steht vor einer Wegkreuzung. Entwicklungshilfe ist immer noch hoch, und zum Ende des Jahrzehnts wird das Land ein erhebliches Einkommen aus Gas, Kohle und anderen Mineralien haben.

Sie haben die Macht, mitzuentscheiden. Wird die internationale Gemeinschaft das Kofi Annan-Modell unterstützen und Moçambique helfen, einen grundlegenden Wandel einzuleiten und das Geld für die Unterstützung der kleinbäuerlichen Landwirtschaft verwenden und somit nachhaltig Armut überwinden? Oder werden die Geber der Barack Obama-Linie folgen, Entwicklung den großen Konzernen überlassen und dafür sorgen, daß die Agrarflächen von Moçambique ausländischen Investoren zu ihrem Profit überantwortet werden?

Joseph Hanlon ist Visiting Senior Fellow am Department of International Development der London School of Economics.

⇒ Fortsetzung von Seite 11

die Region, für die der Stadtrat der Hauptstadt zuständig ist, heißt Tshwane. In den letzten siebzehn Jahren haben sich die Gemeindegrenzen eben verändert. Im Jänner 2000 gab es die ersten Gemeinderatswahlen auf Basis dieser neuen Kommunalbezirke, seither hat sich das neue System weiter konsolidiert. Das alte Pretoria war eine Gemeinde, aber 2000 wurde eine neue Kommune formiert, in die mehrere früher selbständige Gemeinden eingebracht wurden. Heute haben wir sieben sogenannte Metropolen in Südafrika, neben Tshwane zum Beispiel Johannesburg, Kapstadt, eThekweni – unter Einschluß Durban –, Nelson Mandela Bay – also das frühere East London – und andere.

Wenn wir also von Tshwane-Pretoria reden, dann waren das fünf Gemeinden, die zu dieser Metropole vereinigt wurden. Vor allem die Afrikaner waren damit nicht sehr zufrieden, und vor allem leisteten sie Widerstand gegen eine Änderung des Namens. Und die Namen werden ja ohnehin weiter verwendet, Pretoria ist der Name eines Stadtteils, aber die Frage ist, welcher Name gilt für die Hauptstadt? Aber es kann die Hauptstadt ja nicht nur den Namen eines ihrer Bezirke tragen. In Österreich ist die Hauptstadt ja auch Wien und nicht Innere Stadt.

Und Sie wollen das bis Juni klären? Da halt ich Ihnen Daumen.

Jetzt müssen die kommunalen Behörden die Einwohnerschaft befragen. Ich glaube, es ist eine sehr emotionale Angelegenheit, aber mit eingehender Diskussion und Überzeugungsarbeit können wir auch das lösen, davon bin ich überzeugt.

Afrika-Europa: Handelsbeziehungen auf gleicher Augenhöhe schaffen

Von Benjamin W. Mkapa

Wir leben in einer schnell-lebigen Welt. Die neoliberalen Prinzipien der Globalisierung und des freien Marktes sind in Frage gestellt. Wir fragen uns, ob das nächste Modell nicht vielleicht ein vom starken Staat gelenkter Kapitalismus ist. Tatsache ist, daß die wichtigsten Exportmärkte Afrikas (USA und EU) stagnieren oder gar in Rezession sind. Unsere eigenen Märkte wachsen jedoch seit einiger Zeit, und zwar zusammen mit den Schwellenländern.

Auch wenn die Exporte ein sehr wichtiges Instrument unserer globalen Entwicklungsstrategie sind, sie sind in Wirklichkeit nur eine einzelne Säule. Die wichtigste Stütze sollte die Zunahme unserer Fähigkeiten sein, eigene Produktionskapazitäten auszubauen, zu diversifizieren, zu industrialisieren und landwirtschaftlich zu produzieren.

Afrika kann auf seinem Entwicklungspfad nicht weiterhin einige wenige Rohstoffe exportieren und gleichzeitig eine breite Palette von Fertigwaren importieren.

Im September 2011 hat die Europäische Kommission angekündigt, 16 afrikanische Länder von der Regulierung des Marktzugangs zur Europäischen Union (1528/2007) auszuschließen. Die Marktregulierung sollte den abgabenfreien Zugang zum EU-Markt sichern, und zwar für alle Länder, die sich bereit erklärten, ein „Wirtschaftspartnerschaftsabkommen“ (EPA) abzuschließen, solange sie ent-

sprechende Schritte zur Unterzeichnung und Ratifizierung unternahmen. Die Regulierung erlaubte den Staaten Afrikas den notwendigen Marktzugang, solange sie weiterhin mit der EU am Verhandlungstisch geblieben, um die schwierigen Punkte wie Exportsteuer, Liberalisierungsniveaus und Entwicklungshilfe bilateral auszuformulieren.



Obwohl die Verhandlungen noch im Gange sind, drängt die EU nun darauf, daß Ghana, Kenya, Namibia (die noch nicht unterschrieben haben), Botswana, Kamerun, Elfenbeinküste, Swaziland und Zimbabwe (die zwar unterschrieben, aber noch nicht ratifiziert haben) ihr EPA bis 2014 ratifizieren, sonst würden sie aus der Liste der Länder mit Marktzugangsregulierung gestrichen.

In diesem Moment der Wahrheit gibt es nun folgende Optionen:

1. Nur Kenya unterschreibt das EPA, um die bestehenden Zollpräferenzen für Blumen und Fische zu erhalten.

Das würde die Zollunion der Ostafrikanischen Länder (EAC) sprengen, an der auch Uganda, Tanzania, Rwanda und Burundi teilnehmen.

2. Die gesamte Ostafrikanische Gemeinschaft (EAC) unterschreibt ein Partnerschaftsabkommen mit der Folge, daß die am wenigsten entwickelten Mitgliedsländer, die bei den Verhandlungsrunden der Welthandelsorganisation (WTO) ausdrücklich von einem Zollabbau angenommen worden sind, bei Importen aus der EU zu 80 Prozent überhaupt keinen Zoll einheben dürften. Das würde allerdings ganz ernsthaft die regionalen Industrialisierungschancen gefährden, da die EU ein großer Exporteur von Nahrungsmitteln ist und den eigenen Agrarbereich mit jährlich 60 Milliarden Euro fördert. In diesem Fall wäre die Gewährung von zollfreien Einfuhren aus der EU die sichere Verdrängung der meisten Produzenten aus dem lokalen Markt.

3. Die gesamte Region unterschreibt das EPA nicht. In diesem Fall würde Kenya seine Zollpräferenzen verlieren. Aber wie wichtig ist der Produktionssektor von Blumen im Vergleich zu einer Marktöffnung aller ostafrikanischen Länder gegenüber der EU und damit zu einer realen Verhinderung einer selbstbezogenen Industrialisierung in der Region?

Brüssel besteht strikt auf dem Abbau aller Abgaben bei 80 Prozent

des Handels mit der EU und auch auf seinen Bedingungen, die dazu angetan sind, Afrikas Bemühungen zu untergraben, sich zu industrialisieren und mehr Glieder in der Kette der Mehrwertproduktion zu integrieren. Auf diese Weise wird Afrika ein ewiger Rohstofflieferant bleiben.

Was die Folgen für die Ernährungssicherheit und das Überleben der Agrarbevölkerung betrifft, zeigt die EU absolut keine Anzeichen, die Agrarsubventionen auf ihrer Seite abzuschaffen. Genau die aber sind der wichtigste unlautere Wettbewerb gegen die afrikanischen Milch-, Fleisch- und Weizenbauern.

Für die Entwicklung des Handels und der regionalen Integration bieten eigentlich die regionalen Märkte die besten Bedingungen für die Diversifikation und Entwicklung.

Wenn die Partnerschaftsabkommen uns nun zwingen, 80 Prozent des Handels zu liberalisieren, dann würden unsere regionalen Märkte den EU-Produkten praktisch ausgeliefert werden. Die Gelegenheit, unseren innerafrikanischen Handel, die Diversifizierung und die

Industrialisierung zu entwickeln, wäre damit ganz sicher eingeschränkt.

Welches Interesse hat die EU überhaupt an den Partnerschaftsverträgen? Wird verhandelt, weil die EU die Integration und die Entwicklung in Afrika fördern will? Oder überwiegen hier vornehmlich die europäischen Interessen?

Wenn wir Option 1 (nur Kenya unterschreibt) und Option 2 (die ganze Region) ausklammern, welche Alternativen bleiben dann noch?

Seit 2007 überholen die innerafrikanischen Exporte der Ostafrikanischen Gemeinschaft die Exporte der Region in die EU. Die Gesamtheit der Exporte der EAC in die EU betrug 2008 2,5 Milliarden US-Dollar, während die Exporte in die Gesamtregion 3,2 Milliarden erreichten.

Daher sollte sich Afrika die Empfehlungen der Süd-Kommission zu Herzen nehmen – ich kann sie nur wärmstens weiter empfehlen:

„Um seine latente Macht voll zu entfalten, muß der Süden zuerst sicherstellen, daß die Wirtschaften im Süden selbsttragend sind und das Wachstum nicht einfach eine Folge

des Wachstums des Nordens ist. Der Süden muß seine Präsenz in den Märkten des Nordens entfalten. Dazu braucht der Süden bessere Zugänge und die Rücknahme der protektionistischen Tendenzen im Norden, die sich in letzter Zeit oft ganz gezielt gegen Produkte wenden, die von besonderem Interesse für den Süd-Nord Export sind.

Die aufkommenden Entwicklungsmuster im Norden zeigen ganz deutlich auf, daß die nördlichen Wirtschaftslokomotiven nicht bereit sind, die Züge der südlichen Wirtschaften so zu beschleunigen, wie es die Völker im Süden brauchen. Also muß die Kraft der Lokomotiven zum größtmöglichen Anteil durch die Wirtschaften im Süden selbst geschaffen werden.“

Benjamin Mkapa ist ehemaliger Präsident von Tanzania und Vorsitzender des South Centre in Genf, Schweiz (<http://www.southcentre.org>). Mit freundlicher Genehmigung von interpress service / ips.

Update: Zimbabwe ratifizierte EPA

Die Stimmung bei der EU-Kommission ist euphorisch: Vier Mitgliedsstaaten der Region Östliches Südafrika/ESA (Mauritius, Seychellen, Madagaskar, Zimbabwe), zu der auch Zambia und die Komoren zählen, haben das im August 2009 unterschriebene Interimsabkommen mit der EU ratifiziert. Damit ist ein erstes Interimsabkommen mit einer afrikanischen EPA-Region in Kraft getreten. Bisher hatten sich alle afrikanischen EPA-Regionen aus plausiblen Gründen gegen die EPAs gewährt. Im April konnten sich die EU- und die westafrikanischen Unterhändler in vielen Fragen nicht einigen, und die Verhandlungen steckten in einer Krise. Umso überraschender ist es, daß die Verhandlungen mit der ESA zu einem für die EU guten Ergebnis geführt haben. Die EU erhofft sich daraus einen Rückenwind für den Abschluß eines umfassenden Abkommens mit der ESA selbst.

In Zimbabwe kritisieren viele Organisationen die Intransparenz der von der Regierung mit der EU geführten Verhandlungen. Die nationale Öffentlichkeit wurde über die laufenden Verhandlungen offiziell nicht informiert, geschweige denn daran in irgendeiner Form beteiligt. Der Grund dafür ist, daß die EPA-Verhandlungen von der ZANU-PF, der Partei Robert Mugabes monopolisiert und für politische Zwecke instrumentalisiert worden sind. Das MDC (Movement for Democratic Change), die andere Regierungspartei in Zimbabwe, wurde von diesem Prozeß ausgeschlossen.

KASA / Kirchliche Arbeitsstelle Südliches Afrika, Heidelberg

Südafrika verängert Israel



Von Adalbert Krims

Ist eine Kennzeichnung von Produkten aus besetzten Gebieten „rassistisch“? Der südafrikanische Handels- und Industrieminister Rob Davies hat Mitte Mai bekannt gegeben, daß Produkte aus Palästina in Zukunft nicht mehr die Bezeichnung „Made in Israel“ tragen dürfen. Diese bis jetzt übliche Kennzeichnung sei eine „Irreführung der Konsumenten“. Südafrika habe Israel in den Grenzen von 1967 anerkannt, und es sei daher „ein Unterschied zwischen Produkten von innerhalb dieser Grenzen und von Produkten aus Gebieten außerhalb, vor allem der Westbank“, so der Handelsminister. Sofern Waren aus jüdischen Siedlungen im Westjordanland oder Ost-Jerusalem stammen, müssen sie in Hinkunft die Herkunftsbezeichnung „Made in Occupied Palestine“ tragen.

Obwohl diese Maßnahme ökonomisch völlig unbedeutend ist, weil Südafrika kaum Waren aus jüdischen Siedlungen in Palästina bezieht, hat Israel sehr heftig auf die Entscheidung reagiert. Der Grund dafür ist, daß diese „handelstechnische“ Maßnahme politische Folgen sowie eine Beispielswirkung für andere Staaten haben könnte. So hat unmittelbar nach der südafrikanischen Ankündigung auch Dänemark eine Kennzeichnungspflicht für Produkte aus den besetzten palästinensischen Gebieten eingeführt. Und auch die Schweizer Supermarktkette MIGROS hat Ende Mai angekündigt, künftig Produkte aus den besetzten palästinensischen Gebieten eigens zu kennzeichnen.

Über die offiziellen Proteste auf diplomatischer Ebene hinaus hat Israel nun auch mit Lobbying gegen die südafrikanische Entscheidung begonnen. Der israelische Kultur- und Sportminister Limor Livnat forderte z. B. die Chefs der jüdischen Verbände in Südafrika auf, Druck auf ihre Regierung auszuüben, um die Maßnahme rückgängig zu machen. Und der israelische Außenminister Avigdor Lieberman sagte sogar (in Gegenwart der US-Heimatschutzministerin Janet Napolitano), er sei traurig, daß das Land, das jahre-

lang unter Rassismus gelitten hat, nun eine „rassistische Politik gegenüber Israel“ verfolge (offenbar hat Lieberman „vergessen“, daß Israel gerade zu Apartheid-Zeiten einer der engsten Verbündeten Südafrikas – bis hin zur nuklearen Zusammenarbeit – gewesen ist).

Davies wies die Kritik aus Israel zurück und erklärte, daß es sich um kein Einfuhrverbot handle. Es gehe nur um die korrekte Herkunftsbezeichnung, damit der Konsument selbst entscheiden könne, ob er Produkte aus israelischen Siedlungen der Westbank und Ost-Jerusalems kaufen wolle oder nicht.

Die Südafrikanische Gewerkschaftskongreß (COSATU) hat die neue Kennzeichnungspflicht begrüßt. Dadurch werde es nun auch leichter möglich, einen Konsumentenboykott zu organisieren. Die COSATU unterstützt (ebenso wie z. B. der britische Gewerkschaftsdachverband TUC) die palästinensische Solidaritätskampagne für wirtschaftliche Sanktionen gegen Israel und einen Investitionsabzug. Der südafrikanische Friedensnobelpreisträger und emeritierte anglikanische Erzbischof von Kapstadt, Desmond Tutu, setzt sich ebenfalls für Boykotts und Sanktionen ein: „Solche Aktionen haben im Apartheid-Südafrika viel verändert. Und sie können viel verändern bei der Schaffung einer Zukunft der Gerechtigkeit und Gleichheit für Palästinenser und Juden im Heiligen Land“, schrieb Tutu kürzlich in einer US-Zeitung.

Gerade davor hat aber die israelische Regierung offenbar Angst. Ihr Industrie- und Handelsminister Shalom Simhon meinte daher zu den jüngsten Entwicklungen in den südafrikanisch-israelischen Beziehungen: „Wenn sich das auf andere Orte der Welt ausbreitet, werden wir große Probleme bekommen.“



Adalbert Krims ist Journalist in Wien. Er kommentiert für INDABA aktuelle entwicklungspolitische Trends.

Kenya: Leben mit HIV/Aids

Malen und Reflexion als Therapie

Eine bemerkenswerte Ausstellung aus Kenya zeigte das Musée Royal de l'Afrique Centrale im Frühjahr 2012 in Tervuren bei Brüssel. HIV-positive Frauen und Männer malen ihre Körper und erzählen von Glück und Leid, Gesundheit und Krankheit, Stigma und Tapferkeit.

Große, grell bemalte Leintücher hängen in einem der ehrwürdigen Korridore des *Musée Royal de l'Afrique Centrale* in Tervuren von der Decke. Figuren und Ornamente, Symbole und Kommentare ziehen Betrachter in ihren Bann. Seit 2005 finden sich in Kenya HIV-positive Frauen und Männer in Workshops zusammen, um gemeinsam über sich und ihre Krankheit, ihr Leben und ihre Stellung in der Gesellschaft zu reflektieren. „Ja, ich bin HIV-positiv,“ brachte Salim, einer der Teilnehmer, die Intention auf den Punkt, „aber ich überlebe, warum soll ich mich verstecken, warum soll ich mich als ein Ausgestoßener fühlen?“

Organisatoren sind die kenyanische Organisation *Trust for Indigenous Culture and Health* (www.ticahealth.org), die Künstlergruppe *Art2Be* (www.art2bebodmaps.com). Ihre Aktivitäten werden von der bundesdeutschen Ent-

wicklungszusammenarbeit (www.gtkenyahealth.com) und der Regierung von Kenya unterstützt. Aus den Workshops entstand die Ausstellung



„Our bodies, our stories“, die zwischen September und Oktober 2011 in Kisumu, Nairobi und Mombasa gezeigt wurde, und die anschließend nach Tervuren weiterzog.

Body mapping ist eine kreative therapeutische Methode, die Körpergefühl und künstlerischen Ausdruck miteinander kombiniert. In seiner einfachsten Form bedeu-



Mornicah

Zum ersten Mal heiratete ich 1999, aber schon ein Jahr später bemerkte ich, daß mein Mann schwach wurde, und dann erfuhr ich, daß er mit einer anderen Frau gegangen war. Nach kurzer Zeit verstarb er. Ich konnte sehen, daß er HIV-positiv war, aber er gab es nie zu. Im selben Jahr brachte ich meinen Sohn ins Spital und ließ ihn testen, und er war negativ. Wenig später ging ich selber zum Test und war positiv. Ich war so traurig, fühlte mich zu jung dafür und war allein, niemand war da, mir zu helfen.

Die Symptome von HIV waren auf meinem Körper, sehr sichtbar, überall, ich wurde immer wieder krank, hatte Magenschmerzen, Kopfweh. 2003 bekam ich Tuberkulose. Die Leute starrten mich an, ich fühlte mich stigmatisiert, blieb zu Hause und wollte niemanden mehr sehen. Ich begann all meine Sachen zu verkaufen, weil ich glaubt, bald zu sterben.

Dann begann ich mit dieser Gruppentherapie, und die half mir wirklich, ich wurde stärker. Nach sechs Monaten konnte ich es meiner Familie erzählen, aber das ging schief. Meine Mutter beschuldigte mich, eine Prostituierte zu sein, ich würde HIV auf die ganze Familie übertragen. Niemand in meiner Familie will mich mehr sehen.

2004 fühlte ich mich wieder besser. Ich heiratete einen anderen Mann, ebenso HIV-positiv, den ich bei der Gruppentherapie kennengelernt hatte. Wir wollten ein Kind, und mit ärztlicher Hilfe

bekam ich eines. Ich verzichtete auf Stillen. Er ist ein lieber Bub, und er ist negativ!

Diese Body Map machte ich gemeinsam mit meinem ersten Kind, sie kam eines Tages, um mit mir über unser Leben zu sprechen. Es war sehr speziell für mich, diese Zeit mit ihr zu verbringen.

Alex

Sie wurde getestet und war positiv, man begann sofort mit der ARV-Therapie. Sie weinte und beschuldigte mich, sie angesteckt zu haben. Ich war schockiert und verwirrt. Nach einigen Tagen brachte ich die Kinder zum Test, von fünf waren zwei positiv. Ich selber wurde getestet und war negativ. Viel später erkannte ich, daß unsere Ehe unharmonisch gewesen war. Erst wollte ich mich umbringen, als ich den Status meiner Frau erfuhr. Eine Sozialarbeiterin half mir, sie gab mir so viel Ermutigung. Ich brachte die zwei Kinder zur Behandlung, die ziemlich gut verläuft. Aber HIV hat mich gelehrt, daß ich mein Verhalten und meinen Lebensstil ändern muß.

2007 machte die politische Gewalt nach den Wahlen alles komplizierter. Mein Frau war verstorben, ich stand nun mit den fünf Kindern da. Es gab keine Lebensmittel, und die Spitäler waren geschlossen. Ich hatte Angst um meine Kinder, wenn mir was passieren würde, was würde dann aus ihnen. Im Workshop sprachen wir alle über diese Probleme, zwei Wochen lang kein Essen, zwei Wochen lang keine Medikamente. Ich versuchte, all diese Aspekte der Zeit nach den Wahlen in mein Gemälde hineinzubringen, weil das eine Zeit war, die ich nie vergessen werde.

Die Worte „Wenn HIV mich nicht getötet hat, warum sollte mich der Krieg töten?“ bedeuteten für mich eine große Ermutigung. Ich zeichnete auch ein Chamäleon als Symbol dafür, daß wir uns an die Situation anpassen mußten. Ich verwendete verschiedene Farben, um meinen Körper zu zeichnen: Orange für die Stärke, Kraft und Energie in mir. Grün als Symbol des Friedens und der Schönheiten des Lebens. Und blau liebe ich einfach.

Der Workshop half mir, in mich hineinzuhorchen und zu verstehen, daß das Leben weitergehen muß. Ich konnte mit den anderen über meine Entschlossenheit, am Leben zu bleiben, reden. Ich hoffe, ich werde keines meiner Kinder an HIV verlieren. Eines Tages, davon bin ich überzeugt, werden wir ein gesundes Leben haben. Meine Kinder werden erwachsen werden und Kinder haben, die negativ sind. Ich weiß, daß unser Leben weitergehen kann, und hoffentlich wird es einmal eine Heilung für HIV geben.



tet *body mapping*, auf einer großen Unterlage eine lebensgroße Wiedergabe des eigenen Körpers zu malen und dabei Farben, Symbole und Wörter zu verwenden, um die Erfahrungen seines Körpers zum Ausdruck zu bringen. Diese Methode ist ein kreatives Instrument, durch das Menschen sich selbst und ihr Lebensgefühl ausdrücken können, ohne dabei groß auf formale Bildung – Lesen- und Schreibenkönnen – angewiesen zu sein. Sie können dadurch ihre Körper als eine Quelle von Kraft und Heilung wiederentdecken. Der Prozeß des Malens findet in der vertraulichen Umgebung einer Gruppe gleichen Schicksals statt und ist verwoben mit dem Erzählen von Geschichten, Diskussionen und begleitender Körpertherapie.

An den Workshops nehmen HIV-positive Erwachsene und Kinder teil, aber auch Angehörige sexueller Minderheiten, Prostituierte, Krebsüberlebende, illegale Immigranten. Sie alle erzählen und malen ihre Geschichten, tauschen ihre Ängste und Hoffnungen aus und reflektieren über die Gemeinschaften, in denen sie leben. Konventionelle Anschauungen und Umgangsformen werden hinterfragt. Der *body mapping*-Prozeß ist ein Beitrag zur Therapie, aber auch Teil einer Kampagne für Gleichberechtigung.

die Erfahrungen damit zeigen, daß *body mapping* Kommunikation innerhalb von HIV-positiven Familien stimuliert. Eltern werden dazu ermutigt, über ihren Status offen mit ihren Kindern zu sprechen, Bewußtsein zu schaffen und die Abwehrkräfte der Familie zu stärken. Bei Kranken, aber auch bei sexuellen Minderheiten u. a. wird das Selbstwertgefühl gestärkt, wodurch sie leichter imstande sind, sich sozial, emotional und sexuell in die Gesellschaft zu integrieren, zumindest einige der Vorurteile ihnen gegenüber zu bewältigen. In Ergänzung zur medizinischen Behandlung ist dies auch eine Methode zur Bewältigung des Traumas, das die Krankheit hinterläßt.

Body mapping-Gemälde auszustellen, durchbricht die Barrieren zwischen den Gruppen der Betroffenen und der Öffentlichkeit. Die lebendigen Farben und die oft erstaunlichen Symbolismen erregen die Neugier des Betrachters. Durch die Individualität der dargestellten Person geht es nie um Stereotype und Klischees, sondern man kann sich in vielfacher Weise mit dem Schöpfer oder der Schöpferin des Gemäldes identifizieren – und vielleicht auch einiges von sich selbst in diesen Werken erkennen.

Doch nicht Solimans Hand?

Philipp Blom, Kurator der wichtigen Angelo Soliman-Ausstellung im Wien Museum, berichtete in INDABA 71/11 von einer spektakulären Hypothese. Heute wissen wir freilich mehr: Ob der junge schwarze Mann auf dem Gemälde Soliman darstellt, ist fraglich, und wenn doch, dann ist der Kontext ein völlig anderer. In jedem Fall aber zeigt das Bild einen vielfach verdrängten Aspekt afrikanischer Diaspora auf – sexuellen Mißbrauch. Von Walter Sauer.

Eine „zugegeben etwas gewagte Hypothese“ war es, die Philipp Blom, Kurator der wichtigen Angelo Soliman-Ausstellung in Wien 2011/12, in unserer vorvorletzten INDABA-Ausgabe formulierte – wie zuvor schon im Katalog des Museums. Das „Jagdbankett des Fürsten Gian Gastone de' Medici“, ein Gemälde aus dem Umkreis des bayrischen Hofmalers Peter Jakob Horemans aus den 1730er oder 1740er Jahren, würde demnach eine Tafelrunde zu Ehren

hatte, also mit Angelo Soliman. Demzufolge, so Blom, würde es sich um das älteste Bildnis desselben handeln und somit um eine Quelle über einen Abschnitt in seinem Leben, über den wir ganz wenig wissen. Und darüber hinaus: „Ausgehend von der Annahme, daß die beiden Figuren im Mittelpunkt der Jagdgesellschaft tatsächlich Lobkowitz und Soliman sind, deutet die inszenierte Vertrautheit zwischen Fürsten und Diener darauf hin, daß eine

enge Beziehung zwischen den beiden bestand, so eng, daß sie besonders hervorgehoben wurde. War der Gouverneur mehr als nur ein väterlicher Freund für den ‚liebenswürdigen Knaben‘, zu dem er eine ‚innige Neigung‘ verspürt hatte, wie Caroline Pichler mit biedermeierlicher Diskretion schrieb? Die Möglichkeit besteht, bleibt aber unbeweisbar, wie so vieles andere in Solimans Leben.“



Peter Jakob Horemans Umkreis, Ein Jagdbankett des Fürsten Gian Gastone de' Medici mit Angelo Soliman (?), 1730-1750 © Wien Museum

des kaiserlichen Gouverneurs der Lombardei, des Fürsten Georg Christian von Lobkowitz, darstellen, und der junge Schwarze im Hintergrund der Szene wäre mit dem Pagen zu identifizieren, den Lobkowitz aus Sizilien mitgebracht

in der Tat eine gewagte Hypothese, deren Richtigkeit von Anfang an umstritten war (weshalb Wien Museum-Direktor Wolfgang Kos für den 16. Jänner 2012 eine Expert/inn/en-Konsultation einberief, die zu einem einhelligen Ergebnis gelangte). Fraglich schien zunächst die Zuordnung der handelnden Personen: Philipp Blom (bzw. das Gutachten, auf das er sich stützte) hatte die in einen roten Mantel gekleidete, auf einem Schemel mit dem Medici-Wappen sitzende Vordergrundfigur, die den Betrachter über die Schulter hinweg ansieht, als Gian Gastone de' Medici identifiziert, den Großherzog der Toskana. Diese sollte nach seinem Tod aufgrund einer Einigung zwischen Österreich und Frankreich an Habsburg-Lothringen fallen, weshalb eine

Begegnung mit Lobkowitz sehr wahrscheinlich ist. Übersehen wurde bei dieser Interpretation, daß nicht nur dieser eine Schemel das Wappen aufweist, sondern offenbar alle Sitzgelegenheiten dieses Typs (bei einem zweiten Schemel auf der rechten Seite ebenfalls sichtbar), wodurch das Setting der Szene generell als Medici-bezogen gekennzeichnet wird; die auf den Schemeln sitzenden Personen werden durch das Wappen nicht charakterisiert. Eine Figur wird freilich tatsächlich hervorgehoben, aber nicht durch das Wappen, sondern durch den einzigen Lehnstuhl in der Runde: die zentrale und zudem an Jahren älteste Person im Hintergrund. Dieser Mann nun ist wohl als der *Gastgeber* (also Gian Gastone) zu betrachten, während die „Hypothese“ in ihm Lobkowitz sehen wollte. Expertenvergleiche mit vorhandenen Porträts weisen in dieselbe Richtung, nämlich: Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit handelt es sich bei der eher resignativ wirkenden Figur im Hintergrund, die dem Bankett vorsitzt, um Gian Gastone de' Medici – und nicht um Lobkowitz. Das würde darüberhinaus aber heißen: In dem stehenden Afrikaner, der seine Hand ungewöhnlicherweise auf die Lehne des Lehnstuhls legt, ist eher ein „Mohrenpage“ Medicis zu sehen und nicht der im Dienst von Lobkowitz befindliche Soliman.

Da nun das Vorkommen Angelos auf dem Gemälde zweifelhaft ist, wird weiters fraglich, ob die Darstellung überhaupt etwas mit Lobkowitz zu tun hat. Die ursprüngliche Identifizierung (in der „Hypothese“) erfolgte nämlich über folgendes Gedankenspiel: Ein vornehmer Besucher des Medici mit einem „Mohren“ an seiner Seite könne ja kaum jemand anderer als Lobkowitz gewesen sein. Dabei haben wir es hier mit einem typischen Denkfehler zu tun, wie er bei Laien auf dem Gebiet der Geschichte der afrikanischen Diaspora in Europa häufig vorkommt: Mit jedem Afrikaner, der auf einem Barockgemälde auftaucht, wird vorschnell gleich Angelo Soliman assoziiert (Eva-Maria Orosz vom Wien Museum hat diesbezüglich treffend von einem Prozeß der „Solimanisierung“ gesprochen). Daß es hunderte, ja vielleicht tausende Menschen gab, die sich als „Hofmohren“ durch eine ihnen aufgezwungene Existenz schlugen (manche mehr, manche weniger erfolgreich), hat sich immer noch nicht herumgesprochen.

So weit, so gut – aber wie interpretieren wir nun das Gemälde? Und was hat es mit der in der Tat bemerkenswerten, fast intimen Geste des jungen Afrikaners – um wen immer es sich auch gehandelt haben mag – auf sich? Da kommt nun Regierungsrat Wilfried Slama ins Spiel, viele Jahre hindurch im *Bildarchiv der Österreichischen*

Nationalbibliothek für die graphischen Bestände sowie die Regenten- und Adelsbildnisse in der Porträtsammlung zuständig und somit ein ausgewiesener Kenner barocker Adelsgeschichte und ihres künstlerischen Niederschlags. Slama recherchierte die biographischen Details des in der „Jagdgesellschaft“ dargestellten Fürsten: Gian Gastone (1671-1737), der letzte Herrscher der Toskana aus dem Hause der Medici, sei in seinen zwei letzten Lebensjahrzehnten ein körperlich und seelisch schwerkranker Mann gewesen. Eine arrangierte Ehe sei kinderlos geblieben – daß Gian Gastone „*ausschließlich homosexuell veranlagt*“ gewesen sei, habe sich schon früh herausgestellt. Eine zentrale Rolle in seinem Leben habe sein Leiblakai Giuliano Dami gespielt, der, erst selbst Geliebter des Prinzen, für diesen als Mittelsmann fungiert und ihm zahllose junge Männer, sogenannte „Ruspanti“ („Freiläufer“), zugeführt habe. Als Gian Gastone 1723 die Regierung angetreten habe, sei er durch seine dekadente Lebensführung bereits schwer gezeichnet gewesen – ein übergewichtiger und aufgedunsener, übelriechender, depressiver Alkoholiker, der sich ab etwa 1730, als er sich kaum mehr bewegen konnte, ganz in sein Schlafzimmer zurückgezogen und sein Bett kaum mehr verlassen habe. Sein Verhalten sei an den europäischen Höfen bekannt gewesen und natürlich in die politischen Planungen einbezogen worden.

Der politische Hintergrund des Gemäldes „Jagdgesellschaft“ sei demnach wesentlich subtiler als eine harmlose Genreszene, so Regierungsrat Slama in seinem Gutachten wörtlich: „*Wenn sich das Szenario um 1735/36 anberaumen lässt, ist vollkommen klar, dass der Großherzog an keiner Jagd teilnehmen konnte, es daher auch keine Jagd gegeben hat und die Jagdsymbolik etwas anderes zum Ausdruck bringen soll. Gerade um diese Zeit erreicht die bildliche Satire einen Höhepunkt (man denke an William Hogarth). Ungeachtet des angegebenen Malers Horemans oder seiner Werkstatt ... lässt sich sagen, dass der Hersteller des Bildes ein Insider des Florentiner Hofes gewesen sein muss, der den intimen Kreis des Großherzogs kannte, denn seine Komposition stellt bekannte Köpfe dar ... Die Bildkomposition zeigt, dass der Großherzog sexuelles Interesse an dem Schwarzen hatte: Der ‚dreckig‘ lachende Gesichtsausdruck des zur Linken des Großherzogs stehenden älteren Dieners und dessen verdreht auf den Schwarzen gerichteter Finger weisen unmissverständlich darauf hin. Der Mann mit erhobenem Zeigefinger an der rechten Tischseite könnte Giuliano Dami im Alter von über fünfzig Jahren sein. Er blieb an der Seite des Großherzogs bis zuletzt, nach dessen Tod verließ er den Hof sofort. Vielleicht wollen auch die über wärmendes Feuer gehaltenen*

Hände seines jungen Tischnachbarn etwas besagen. Von eindeutiger Aussagekraft ist jedenfalls die Jagdsymbolik unter Bezug auf die ‚Freilaufernden‘, die der Großherzog, wie bekannt war, mit aus der Jagd stammenden Zurufen zu erhöhter sexueller Aktivität anspornte.“



*Mißbrauch eines schwarzen Knaben beim Militär?
(Franz Anton Maulbertsch, Soldatenszene, um 1786/87, Belvedere Museum)*

Trifft diese Interpretation zu, so würde es sich also um eine Bildsatire handeln, um ein Spottbild auf Gian Gastones verachtenswerte Lebensführung. Wer konnte ein Interesse daran gehabt haben, diese bildlich festzuhalten (am ehesten: Bayern)? Für wen war das Gemälde bestimmt? Und: Kann es etwas mit Generalissimus Johann Georg Christian von Lobkowitz (1686-1754) zu tun gehabt haben, der die Verhandlungen über die reibungslose Übergabe der Toskana nach dem Tod des Großherzogs an den Schwiegersohn des Kaisers, den künftigen Kaiser Franz Stephan von Lothringen, führte?

Über den Verlauf dieser Verhandlungen sind wir im Detail nicht informiert. Bekannt ist lediglich, daß Gian Gastone die Toskana ursprünglich den spanischen Bourbonen (die mit den Medici weitschichtig verwandt waren) und nicht Habsburg-Lothringen zukommen lassen wollte. Letztendlich mußte er sich der von Wien und Paris betriebenen Großmachtspolitik beugen. „Entsprechend resignierend wirkt auch seine Gestik auf dem Bild, während Lobkowitz' Positur durchaus der eines Siegers gleichkommt“, so Wilfried Slama.

Handelt es sich also doch um Lobkowitz? Ob dem so ist, bleibt meiner Ansicht nach zum derzeitigen Stand der Forschung offen (siehe oben). Auszuschließen ist es freilich nicht – und so führt eine fast wahnwitzige Spekulation an dieser Stelle wieder zu Soliman zurück. Noch einmal Regierungsrat Slama: „Auf welche Weise könnte Österreich (Lobkowitz) den Großherzog Gian Gastone auf friedliche Weise dazu gebracht haben, noch zu Lebzeiten zu der Erbfolge des Lothringers in der Toskana sein Einverständnis zu geben? Anhand des ‚Jagdbanketts‘ fällt die Antwort nicht schwer: Indem es (er) dessen Hauptschwäche schamlos ausnützte. Ich meine, dass es in der Intention bzw. im Auftrag des Malers gelegen war, ein auf den ersten Blick harmlos wirkendes Gruppenbild zu schaffen, indessen aber ein Konstrukt voll versteckter Anzüglichkeiten. Höfisch versierte Insider konnten aus ihnen das wahre Anliegen der Darstellung entnehmen, zu zeigen, in welcher rücksichtslos instrumentalisierender Weise Lobkowitz sein Ziel erreichte..., nämlich durch die sexuelle Preisgabe (s) eines jungen schwarzen Leiblakaien, der, jung, groß und naiv die rechte Hand unbefangen auf die Rückenlehne des Großherzogs gelegt hat und damit ein Zeichen für eine Rolle setzt, zu der er in Wirklichkeit hoffentlich nie gezwungen wurde, doch sie ließ Gian Gastone schwach werden. Vermutlich stellte ein hübscher schwarzer Liebhaber für ihn doch etwas derart Besonderes und Erregendes dar, dass er, um an sein erotisches Ziel zu gelangen, seinen politischen Widerstand aufgab.“

War es also doch „Solimans Hand“, die auf der Sitzlehne des homosexuellen Großherzogs lag? Wir wissen es in Wirklichkeit nicht. „Bildprogrammatik besagt ja nicht, dass die Dinge in Wirklichkeit so abgelaufen sind. Es handelt sich um ein vielschichtiges gedankliches Konstrukt in bildlicher Darstellung. De facto müssen Lobkowitz und Soliman nicht einmal auf Besuch bei Gian Gastone gewesen sein, für die Satire reicht die bloße Vorstellung, dass es so gewesen sein könnte.“

Wie auch immer, in jedem Fall zeigt das Gemälde – Soliman hin oder her – einen wichtigen, oft verdrängten Aspekt afrikanischer Diaspora: den sexuelle Mißbrauch afrikanischer Sklaven (denn das waren die „Hofmohren“ ja meistens) an den Adelshöfen und in den Armeen Europas (siehe das Bild von Maulbertsch). Über den tagespolitische Stellenwert hinaus, den das Gemälde damals gehabt haben mag, ist dem unbekanntem bayrischen Maler für diesen Hinweis, für diese Bloßstellung eines Skandals feudaler Lebensweise zu danken.

... bücher ...

Margit Maximilian, **Schrecklich Schönes Afrika** (Wien, Kremayr und Scheriau, 2011). 189 S.

„Schrecklich Schönes Afrika“ ist eine Sammlung von Reportagen, die hier als vierzehn Kurzgeschichten von jeweils ungefähr zehn Seiten zusammen gefaßt sind. Es sind persönliche Erfahrungen und Erlebnisberichte der Journalistin **Maximilian**, die seit 1995 als Afrikareporterin für das Nachrichtenjournal „Zeit im Bild“ des ORF arbeitet. Sie gibt dem Leser einen authentischen Einblick in die Geschichte und Hoffnungen Afrikas, in die Schicksalsschläge und Kriege, die es erleiden mußte, aber auch in Aktuelles und in Themen wie Religion und Kultur in Afrika.

Margit Maximilian schreibt etwa über zwei Buben, die in ihrer Heimat Sierra Leone als Kindersoldaten kämpfen mußten, oder von der Präsenz der Al Kaida in Mali, den Folgen von Bürgerkriegen in vielen Ländern Afrikas und dem Kampf Europas gegen Bootsflüchtlinge von Westafrika nach Europa. Kein Thema wird in ihren Kurzgeschichten ausgelassen, ja sogar von den vom Aussterben bedrohten Berggorillas in Uganda etwa und der Modenbranche in Uganda schreibt sie. Sie erzählt von Mali, Südafrika, Äthiopien, Rwanda, Uganda und anderen Ländern.

Schicksalsschläge und Erlebnisse von einzelnen Personen berühren den Leser nicht nur durch all das schreckliche Leid, welches der Kontinent erfahren mußte, sondern zeigen auch die schönen Seiten Afrikas, den Zusammenhalt der Menschen, ihr Glaube, ihre Hoffnungen und Träume auf.

Ein Buch, das meines Erachtens den Leser wachrütteln und sein Augen-

merk auf einen Kontinent lenken soll, dem in den Medien meist nur Krieg, Krankheit, Armut und dergleichen zugeschrieben werden und jegliche Selbständigkeit abgesprochen wird.

Die Kürze der Geschichten und die Zusammenhanglosigkeit der einzelnen Reportagen laden den Leser zum Stöbern ein. Die autobiographische Erzählweise in der Ich-Form gibt einen authentischen Einblick in die guten sowie die schlechten Seiten Afrikas. Würde man nicht wissen, daß es sich um wahre Begebenheiten handelt könnte man meinen, einen Roman zu lesen, der vielleicht doch ein gutes Ende hat. *„Unten, am Fuße der Berge, ruht silbrig-glänzend der majestätische Kivusee, einer der schönsten Seen Afrikas.[...] Der Horizont ist kaum auszumachen, Wolken, Himmel und See verschmelzen in sanfter Unendlichkeit.“* (S.88).

Als Studentin der Afrikawissenschaften würde ich fast meinen, daß die Fakten teilweise durch diesen malerischen Schreibstil übertüncht werden, jedoch denke ich, daß das Buch vor allem für Menschen, die sich sonst nicht mit Afrika beschäftigen, sehr geeignet ist, da es als unwissenschaftliches „leicht“ zu lesen ist. Ein Vorwort der Autorin, in dem sie ihre Intention mit diesem Band und ihr Zielpublikum erläutert, wäre schön gewesen. Es ist jedenfalls ein empfehlenswertes Buch für jung und alt, das keine geschichtlichen Vorkenntnisse oder dergleichen verlangt.

Kerstin Lahr

Stephan Bruckmeier / Margit Niederhuber/ Heike Schiller, **Meeting Nairobi – eine Reise** (Wien, Mandelbaum, 2012). 160 S.

Ausgangspunkt des Buches *Meeting Nairobi* bildete eine Reise **Margit**

Niederhubers und **Heike Schillers** zu **Stephan Bruckmeier**, der 2009 in Nairobi gemeinsam mit Jugendlichen aus den Slums das *Hope Theatre* gegründet hatte, und mit dem sie eine langjährige Freundschaft verbindet.

Aus einem (reise-)journalistischen Blickwinkel erzählt **Margit Niederhuber**, die über langjährige Erfahrung als Organisatorin und Beraterin im Kunst- und Kulturbereich in und außerhalb Europas verfügt, über ihre persönlichen Eindrücke, ohne dabei auf den politischen und historischen Kontext und Selbstreflexion des europäischen Blicks zu vergessen.

Besucht haben die beiden so verschiedene Stadtteile wie Kibera – angeblich die größte informelle Siedlung (Slum) Afrikas –, die Mittelklasse-Bezirke Riverside und Kilmani sowie die City, den Central Business District. Ihre Anlaufstellen waren dabei immer Projekte und Initiativen in den Bereichen Bildung, Information, Kunst und Kultur, die in diesem Buch ausführlich zu Wort kommen. Die Porträtaufnahmen und Fotoserien der Theater-Fotografin **Heike Schiller**, die ungefähr die Hälfte des Platzes einnehmen, bringen der Leserin/dem Leser die sprechenden Personen und ihr Leben in Nairobi noch um einiges näher, wirken sie doch meist ungestellt und direkt aus dem Leben gegriffen.

Das auffällige Querformat des Buches bringt die Fotos gut zur Geltung und liegt außerdem gut in der Hand. Auch inhaltlich wurde ein ungewöhnliches Format gewählt: in englischer und deutscher Sprache – lobenswerterweise sind alle Texte bis auf die Biographien am Ende, den Klappentext und den Untertitel zweisprachig – werden seitenlang Interviews mit Stadtbewohner/innen direkt wiedergegeben. Die Stationen werden durch den Reisebericht **Niederhubers** verbunden.

Meeting Nairobi knüpft an einen eurozentrismus-kritischen Diskurs an und versucht explizit, Afrika-Klischees, wie etwa die „*Passivität und Lethargie der armen Slum-Bewohner/innen*“, zu widerlegen, ohne dabei die Realität sozialer Probleme auszublenden. Vielmehr wird eine Vielzahl und Vielfalt an ambitionierten Projekten präsentiert, beispielsweise das *Hope Theatre*, *Slum TV* oder der *Kwani Trust*. Dadurch wird den Stimmen der Menschen, die hinter diesen stehen, Raum gegeben.

Zweifellos ist es den Autorinnen und dem Autor gelungen, einen „Blick von Nairobi“ „von innen“, eine „*Beschreibung einer kleinen, bescheidenen, privaten Reise durch diese junge, pulsierende, aufregende, erschütternde und faszinierende Weltstadt*“ (**Bruckmeier** im Nachwort) durch „*Blitzlichter auf Lebensformen, Überlebensstrategien und die Vielfalt in der Millionenstadt Nairobi*“ (**Niederhuber** im Vorwort) zu geben.

Die einzigen Kritikpunkte: ein Inhaltsverzeichnis und eine Karte mit der Reiseroute wären für Leser/innen, die mit Nairobi weniger vertraut sind, hilfreich gewesen. Ansonsten sei allen an Kenya bzw. Kunst und Kultur Interessierten sowie Stadtplaner/innen – auch ein kritischer Architekt wurde interviewt – das Buch wärmstens empfohlen.

Thomas Kruchem, **Lebensader Orange River. Wasser und Frieden im Süden Afrikas** (Frankfurt am Main, Brandes & Apsel, 2012). 272 S.

Ach, was für ein schmeichelweiches Buch! Eine Reise, mit Absteuern hier und dort, entlang dem Orange River von seinem Quellgebiet auf dem Hochland von Lesotho bis zu seiner Mündung an der namibischen Atlantikküste. Mehr als zwanzig Millio-

nen Menschen leben im Einzugsgebiet des Oranje (Senqu auf SeSotho), der auch für die Industrie- und Trinkwasserversorgung von Johannesburg eine große Rolle spielt. Zweifellos eine gute journalistische Idee, einen für die regionale Integration so bedeutenden Fluß und die Menschen entlang seiner Ufer zu porträtieren, noch dazu wenn man die *Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit* (die das Buch mitherausgegeben hat) und ihre Projektpartner im Rücken hat.

Hat der Wolf also Kreide gefressen? Vor 25 Jahren, als **Thomas Kruchem** eine ihm vermutlich nahestehende ORF-Redaktion mit zahlreichen *Journal Panorama*-Sendungen überschwemmte, las (und hörte) man es noch anders. Damals galt das Interesse auch deutscher offizieller Stellen dem Kampf gegen die Befreiungsbewegungen im Südlichen Afrika, und wenn man als Journalist Karriere machen wollte, dann als Scharfmacher in dieser Richtung. Ja, da gebe es Proteste, aber man müsse doch auch das Lebensinteresse der Weißen berücksichtigen; ja, Sanktionen gegen das Apartheidregime würden gefordert, aber beispielsweise die Gewerkschaft CUSA sei dagegen (Liebe/r Leser/in: Nie von dieser Buthlezi-Erfindung gehört? Dann lesen Sie eben zuwenig **Kruchem!**); und ja, sicher gebe es Krieg in Angola, aber Savimbis UNITA bewahre halt die traditionellen Werte und trete gegen den Kommunismus auf. Und so weiter.

Mit Bemerkungen zur politischen Situation von heute hält sich **Kruchem** denn auch bemerkenswert zurück; eine persönliche Vergangenheitsbewältigung wäre wohl weder in seinem noch im Interesse seiner Auftraggeber gelegen. Andeutungen der wesentlichen Reformen Südafrika seit 1994 mit Relevanz für Wasser- und Umweltpolitik (die Landreform [angedeutet auf

S. 215], die neue Wassergesetzgebung usw.) sind für Kenner/innen deutlich, werden aber nicht erläutert. „*Einige unserer vermeintlichen Freiheitskämpfer*“, läßt sich **Kruchem** jedoch von einem ungenannten „*Kapstädter Kollegen*“ sagen, hätten dem Südlichen Afrika „*wenig mehr gegeben als leere Parolen und Versprechungen*“ (S. 22). Jetzt wissen wir also auch das.

Flott geschriebene lokale Reportagen und Interviews mit Wasserexperten wechseln einander ab, wobei Beschreibungen der Alltagssituation meist von Schwarzen, technische oder naturwissenschaftliche Erklärungen meist von Weißen gegeben werden. Nicht, daß es nicht auch anders hätte sein können: Erstaunlich z. B., daß nicht einmal der (schwarze) Geschäftsführer der Oranje-Flußkommission ORASECOM, Ntate Lenka Thamae, dem der Autor im Vorwort ausdrücklich für „*unseren vielfältigen Austausch*“ dankt, ausführlich zu Wort kommt; nicht einmal abgebildet wird er.

So dominiert letztlich eine sehr weiße – und ziemlich deutsche – Optik. Die Unterdrückung der Buren durch die Briten (ohne darauf hinzuweisen, daß Schwarze die Hauptopfer des Großen Südafrikanischen Krieges waren) muß für ein deutsches Publikum wohl ebenso in einem Buch vorkommen (S. 80) wie die sog. Buschmann-Söldner, welche die südafrikanische Armee in Namibia und Angola einsetzte (S. 107 und zwei Farbseiten!); die kannte Herr **Kruchem** wohl schon von früher. Botsswana heißt konsequent Botsuana, Windhoek ist Windhuk – wie das in der BRD halt vorgeschrieben ist. Wie sagt der GIZ-Vertreter im Vorwort? „*dass Entwicklungszusammenarbeit schon lange keine Einbahnstraße mehr ist.*“ Ach ja, richtig.

Walter Sauer

Projekt: Hausangestellte in Namibia

Österreichische Namibia-Gesellschaft aktiv

Mit Förderung der Stadt Wien finden derzeit im ganzen Land Informationsversammlungen für Hausangestellte statt, um die Lage dieser benachteiligten Berufsgruppe zu verbessern.

Zu den Schwerpunktaktivitäten der *Österreichischen Namibia-Gesellschaft (ÖNG)* im abgelaufenen Halbjahr zählte die Mitarbeit am mittlerweile schon traditionellen Seminar des Unterrichtsministeriums für afrikanische Deutschlehrer/innen im März, an dem bereits zum dritten Mal eine Kollegin aus Namibia teilnahm: Lydia Williams von der *David Bezuidenhout High School* in Khomasdal. Ihr Unterrichtspraktikum absolvierte sie in der katholischen Privatschule St^a. Christiana in Wiener Neustadt (siehe Kasten).

Erste Ergebnisse konnten erfreulicherweise auch vom Projekt zur Organisierung von Hausangestellten in Namibia verzeichnet werden, das die ÖNG mit Förderung der Stadt Wien und in Zusammenarbeit mit dem *Labour Resource and Research Institute (LaRRI)* in Windhoek durchführt. Den Ehrenschutz für das Projekt hat der Vorsitzende der Gewerkschaft VIDA, Rudolf Kaske, übernommen.

Das Projekt bildet eine Begleitaktivität zur Durchführung der von der ILO im Juni 2011 verabschiedeten Hausangestelltenkonvention.

In vielen Ländern werden Hausangestellte nicht vom Arbeitsrecht erfaßt und sind nicht in die Sozialversicherung einbezogen. Dies soll sich aufgrund der ILO-Konvention 189 ändern. Da die meisten Beschäftigten im häuslichen Bereich junge Frauen sind, stellt die Konvention auch einen wichtigen

Beitrag zur Gleichstellung und zur Bekämpfung von häuslicher Gewalt dar. In Namibia sind viele Hausangestellten zudem minderjährig.

Situation der Hausangestellten beraten. Die Gewerkschaften werden von Hilma Shindondola-Mote, der Direktorin von LaRRI, repräsentiert.

Lehrerin aus Windhoek in Schule in Wiener Neustadt

Frau Lydia Williams, die in der namibischen Hauptstadt Deutsch unterrichtet, begleitete in der Woche vom 19.-23. März 2012 verschiedene Lehrer in den Unterricht.

Sie präsentierte dabei auf sehr lebendige und anschauliche Art ihr Land, und die Schüler zeigten sich interessiert, vieles über Namibia und seine Bevölkerung zu erfahren.

Auf die Frage, welche Unterschiede zwischen ihrer Schule in Windhoek und unserer Schule St^a. Christiana in Wiener Neustadt ihr besonders aufgefallen seien, antwortete Frau Williams:

- „Die Lehrer hier sprechen sehr nett, höflich, angenehm mit ihren Schülern;
- in den Klassen einen Computer mit Internetzugang zu haben, finde ich ganz toll, bei uns gibt es einen Computer nur im Lehrerzimmer;
- die Schüler bei uns tragen eine Schuluniform;
- eine Unterrichtsstunde bei uns dauert 40 Minuten, und die Schüler haben täglich durchschnittlich acht Gegenstände;
- sehr überrascht war ich, als ich Schüler auf den Gängen gesehen habe, die sich küssten, das ist bei uns nicht erlaubt.“



Renate Graf und Lydia Williams

Renate Graf

Von Regierungsseite wurde eine Kommission unter Vorsitz der frühestellvertretenden Ministerpräsidentin Libertina Amathila ins Leben gerufen, in der Arbeitgeber und Gewerkschaften über eine Verbesserung der

In fünf Provinzen wurden bisher Versammlungen für Hausangestellte abgehalten, bei denen von LaRRI über die ihnen zustehenden Rechte informiert wurde.

... sadocc news ...

Christian Mährdel verstorben.

Der prominente Afrika-Historiker und Beiratsmitglied von SADOCC ist am 6. Mai 2012 in einem Altersheim in Bayern verstorben. Mährdel begann seine akademische Karriere an der Martin Luther-Universität in Halle (DDR) und wechselte 1960 an die Universität Leipzig, wo er seine Dissertation über antikononialen Widerstand in Nigeria fertigstellte. 1972, u. a. nach einem Studium am Afrikainstitut der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Moskau, verteidigte er seine Habilitationsschrift „Afrikanische Parteien im revolutionären Kampf“ und wurde 1975 als Professor für moderne Geschichte Afrikas und Asiens an die Universität Leipzig berufen. 1985 wurde er – gegen den Widerstand eines renommierten antikommunistischen Historikers – erstmals als Gastprofessor an die Universität Wien berufen, wo er seine Lehre bis 2007 fortsetzte. Für die Anerkennung und Lehre afrikanischer und generell außereuropäischer Geschichte in Wien erwarb sich Christian Mährdel große Verdienste. Seit der Gründung der SADOCC 1993 war Christian Mitglied des Beirates und nahm, solange es seine Gesundheit zuließ, an vielen Veranstaltungen und Diskussionen teil.

Hamba Kahle, Christian!

100 Jahre African National Congress. Erfolgreiche Veranstaltungen gab es dazu am 9. Mai in **Linz** und am 14. Mai in **St. Pölten**, organisiert vom oberösterreichischen Nord-Süd-Institut und SADOCC OÖ bzw. Südwind NÖ in Zusammenarbeit mit den jeweiligen Honorarkonsuln Gerhard Mayr (OÖ) und Lydia Dyk (NÖ). Vortragender an beiden Abenden war Walter Sauer (SADOCC).

Forum Südliches Afrika

Mittwoch, 19. September 2012, 19.00 Uhr

Vernissage zur Fotoausstellung wien.namibia.begegnung Frauen in Namibia

Mit Botschafter Raphael Dinyando, Prof. Manfred O. Hinz, Botschafterin Brigitte Öppinger-Walchshofer, Bernhard Bouzek, Linde Prelog, Astrid Esterlus und Walter Sauer. Die Ausstellung ist vom 10. bis 22. September zu sehen.

**Ort: Hauptbücherei Am Gürtel,
Urban Loritz-Platz 2a**

Donnerstag, 20. September 2012, 19.00 Uhr

Manfred O. Hinz Traditionelle Autoritäten Könige und Demokratie im unabhängigen Namibia

Wie im gesamten Südlichen Afrika, so spielen auch in Namibia die sogenannten traditionellen Autoritäten – Könige, deren Herrschaft noch aus der vorkolonialen Zeit stammt - vor allem im ländlichen Raum eine wichtige Rolle. Wie verhalten sich diese zur modernen Demokratie, wie sie mit der Unabhängigkeit Namibias 1990 geschaffen wurde? Manfred O. Hinz, Jurist und viele Jahre lang Professor an der neuen University of Namibia, hat zu diesem Thema nicht nur geforscht, sondern auch als Berater für die Regierung wie auch für traditionelle Autoritäten fungiert. Er gilt als einer der kompetentesten Kenner der rechtlichen und politischen Problematik, die mit dieser Frage verbunden ist.

Manfred O. Hinz ist heute emeritiert und lebt in der Nähe von Bremen.

Ort: SADOCC-Bibliothek, 1040 Wien, Favoritenstraße 38/18/1

**Einladungen zu weiteren Veranstaltungen im
Rahmen des Forums Südliches Afrika erhalten
SADOCC-Mitglieder laufend zugesendet.**

Radio Afrika Sommer Stage

**jeden Tag ab 12 Uhr
an der Copa Cagrana**

Anreise: U1 Donauinsel, an den Trampolinen vorbei und
durch die Copa Cagrana
bis zum letzten Lokal
(Nummer 1: Afrika Sommer Stage)



**Kulinarische Spezialitäten
ModeratorInnen hautnah erleben
Musik aus verschiedenen Ländern Afrikas
Tanztraining
Filme
Kinderprogramm**

Programm:

Montag

19:00 Kultur und Gesellschaft
20:00 Radio /TV Diskussion
ab 21:00 Film und Musik

Dienstag

19:00 African Perspectives
ab 21:00 Musik

Mittwoch

19:00 KünstlerIn der Woche
ab 21:00 Poems und Musik

Donnerstag

19:00 Verkostung afrikanischer Spezialitäten
20:00 Thema der Woche
21:00 Film der Woche und Musik

Freitag

19:00 Länderportrait
20:00 Africa Star Parade
21:00 Musik

Samstag

14:00 Kinderprogramm: Tanztraining und Märchen
17:00 Tanztraining Erwachsene

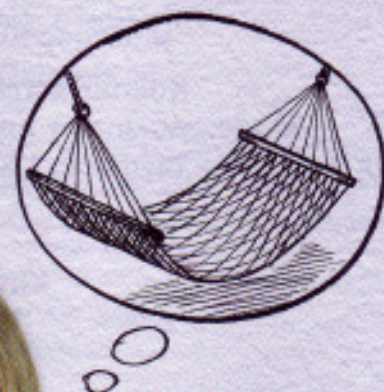
Sonntag

14:00 Kochsendung 15:00 Tanztraining für Kinder
16:00 Tanztraining Erwachsene
ab 18:00 Interviews und Musik

Österreichische Post AG
Info.Mail Entgelt bezahlt

Verlagsadresse:
A-1040 Wien, Favoritenstraße 38/18/1

Retouren an A-1040 Wien, Favoritenstraße 38/18/1



Sarah, 17
Schülerin



Ruth, 65
Pensionistin



Wien. Die Stadt fürs Leben.

Die Jungen liegen nur auf der faulen Haut, denkt Ruth. Die Alten hängen nur zu Hause herum und lästern über Jugendliche, vermutet Sarah. Wie passt das zusammen? Nur mit Rücksicht und Respekt. In Wien kommen durchs Reden die Leute zusammen – ob auf der Parkbank, auf der Stiege oder beim Kulturgenuss. Das macht Wien zur Stadt fürs Leben.

Mehr Infos zum Leben von Jung und Alt in unserer Stadt auf
www.menschen.wien.at, www.jugend.wien.at,
www.senior-in-wien.at, www.kultur.wien.at

Stadt  Wien
Wien ist anders.